De profundis, Aufzeichnun... und Briefe aus dem Zuchthaus ...

Oscar Wilde

Leipzig.
January 2nd 1909.

Ralph W. Owen.

OSCAR WILDE

DE PROFUNDIS

AUFZEICHNUNGEN UND BRIEFE AUS DEM ZUCHTHAUS IN READING

VERLEGT BEI S. FISCHER

OSCAR WILDE
DE PROFUNDIS

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON MAX MEYERFELD

BERLIN / IM JAHRE 1907

Zwölfte Auflage.

Titelrahmen und Initial von Walter Tiemann.

VORWORT

Oscar Wilde wurde am 25. Mai 1895 zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt, weil seinem eignen Geständnis zufolge sein Leben „voll perverser Freuden und absonderlicher Neigungen“ gewesen war. Er hatte seine Tragödie selbst heraufbeschworen, dadurch dass er die Hilfe des Staates gegen den Marquis von Queensberry anrief, der ihn persönlich beleidigt hatte. Aber im Verlaufe dieses Prozesses war aus dem Kläger der Angeklagte geworden. Sein Widersacher ging straffrei aus, und gegen den Dichter wurde alsbald ein Haftbefehl erlassen. Nach der ersten Verhandlung setzte man ihn gegen Kaution wieder auf freien Fuss, weil sich die Geschworenen nicht über seine Schuld zu einigen vermochten. Doch er war gerichtet, noch ehe die Jury ihren Wahrspruch gefällt hatte. Als er damals aus dem Untersuchungsgefängnis kam, wurde er aus zwei Hotels ausgewiesen — das eine Mal, weil der Pöbel gedroht hatte, das Haus zu stürmen. Seit Lord Byrons Eheskandal hatte London einen solchen Ausbruch der Volkswut nicht erlebt. Gleichwohl konnte sich Wilde nicht zur Flucht entschliessen, trotzdem der Behörde damit sicher ein grosser Dienst geschehn wäre, weil sich dies nicht mit seinem Ideal vom Gentleman vertrug. Erhobnen Hauptes, ohne Vorwurf für seine Verderber, schritt er namenlosem Unglück entgegen.

Noch grausamer als die schwere Strafe, die ihn traf, war die fürchterliche Rache seiner Landsleute. Die englische Prüderie war erwacht und forderte ihr Opfer. Adel und Pöbel schienen sich zum Sturze des Gehassten verbunden zu haben. Es war, als ob der ganze Mob von London gegen Oscar Wilde aufgeboten sei; und als die Nachricht von seiner Verurteilung anlangte, führten die Entmenschten vor dem Gerichtsgebäude Freudentänze auf. Die Zeitungen organisierten einen Kreuzzug gegen ihn und taten ihr Möglichstes, die Wut des Philisters anzufachen. Unter solchen Umständen hielten es die Verleger für ratsam, auf ihre Rechte an den Werken des Dichters öffentlich zu verzichten; diese wurden von der Polizei beschlagnahmt, und die Theaterdirektoren wagten nicht mehr, seine erfolgreichen Stücke zu spielen. Der Name des Verurteilten ward aus der Liste der Lebenden gestrichen.

So versiegten in einem Augenblick seine Einnahmequellen. Die Gläubiger stürzten über ihn her. Nun starrte ihn die Not an, denn gespart hatte er nie; es mangelte sogar an den Verteidigungskosten. Während seiner Gefängniszeit musste er zweimal vor dem Konkursgerichtshof erscheinen.

Über die beiden Jahre, die Wilde im Kerker zugebracht hat, — zuerst in Wandsworth, dann in dem lieblichen Themsestädtchen Reading, das durch seine Zuchthausballade berühmt geworden ist — haben wir jetzt seinen eignen Bericht. „De Profundis" ist das einzige Werk, das er im Gefängnis geschrieben hat. Er nennt es selbst im vierten der hier mitgeteilten Briefe Epistola

in carcere et vinculis. Und man kann wirklich nicht genug Nachdruck darauf legen, dass es im Kerker und in Fesseln verfasst worden ist. Von einem, der unendlich gelitten hat; der oft genug in der Einsamkeit seiner Zelle dem Wahnsinn anheimzufallen drohte. Einen grossen Teil seiner zweijährigen Strafe hatte er verbüsst, als er daran ging, den Oscar Wilde von ehedem, den strahlenden „König des Lebens", noch einmal im Glanze der Gloriole erstehn zu lassen, um ihm den durch Mitleiden geläuterten Menschen, der eine „Vita Nuova" vor sich aufsteigen sah, an die Seite zu stellen.

Von der mittelalterlichen Barbarei, die noch in den Zuchthäusern des Kulturstaates England herrscht, wird man sich einen Begriff machen können, wenn man in Sherards Biographie liest, dass Wilde in einer Art Kaninchenstall hauste, über dem sich ein Drahtgitter ausspannte. Der zur Zwangsarbeit Verurteilte musste dort tagaus tagein Säcke flicken oder Werg zupfen, dass ihm das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Und mit diesen selben Händen, denen der Gebrauch der Feder so lange verweigert war, hat er im Zwielicht seiner Zelle die erschütternden Bekenntnisse seiner Autobiographie niedergeschrieben.

Robert Ross, dem literarischen Testamentsvollstrecker Oscar Wildes, gebührt der herzlichste Dank, dass er sich entschlossen hat, dieses Dokument seines Freundes auf meine Fürsprache hin der Öffentlichkeit zu übergeben. Als mir die Arbeit anvertraut wurde, war eine Publikation in England noch nicht geplant. Mittlerweile hat sich aber infolge der unsicheren, verwickelten Rechtsverhält-

nisse die Notwendigkeit herausgestellt, eine englische Ausgabe zu veranstalten. Sie wird der deutschen nichts von ihrem authentischen Werte rauben: denn wir waren in der Lage, das Werk früher erscheinen zu lassen und bringen es in der denkbar grössten Vollständigkeit, während die englische Ausgabe sich manche Striche gefallen lassen und auf die Briefe, die den besten Kommentar zu den Aufzeichnungen bieten, ganz verzichten musste.

Januar 1905.

Max Meyerfeld

OSCAR WILDE / DE PROFUNDIS

.... zwischen Gilles de Retz und dem Marquis de Sade sollte ich eingereiht werden. Mag es immerhin sein! Ich will mich nicht darüber beklagen. Eine der vielen Lehren, die man dem Gefängnis verdankt, ist die: dass die Dinge so sind, wie sie nun einmal sind, und es in alle Zukunft bleiben werden. Ich zweifle auch nicht im geringsten daran, dass der mittelalterliche Wüstling und der Verfasser der „Justine“ bessere Gesellschafter sind als Sandford und Merton, unsre Kinderbuchhelden ......

In der ersten Hälfte des November vor zwei Jahren hat sich all das abgespielt. Der breite Strom des Lebens trennt uns jetzt von diesem Zeitpunkt, der schon in so weiter Ferne liegt. Wer frei umherwandelt, kann einen solchen Zwischenraum kaum überblicken — vielleicht gar nicht. Mir aber ist's, als wär' es mir, ich will nicht sagen: gestern, nein, heute zugestossen. Leiden ist ein unendlich langer Augenblick. Es lässt sich nicht nach Jahreszeiten abteilen. Wir können nur seine Stimmungen auf-

zeichnen und ihre regelmässige Wiederkehr buchen. Die Zeit selbst schreitet nicht fort für uns. Sie dreht sich um und um. Sie scheint um einen Mittelpunkt zu kreisen: den Schmerz. Die lähmende Unbeweglichkeit eines Lebens, das in allem und jedem nach einer unverrückbaren Schablone geregelt ist: wir essen und trinken und werden in die Luft geführt und legen uns nieder und beten — oder knien wenigstens zum Gebet hin — nach den unabänderlichen Satzungen einer eisernen Vorschrift: — — diese Unbeweglichkeit, die jeden neuen Tag mit seinen Schrecken bis auf die kleinste Einzelheit seinem Bruder gleichen lässt, scheint sich den äusseren Gewalten mitzuteilen, deren ureigenstes Wesen der beständige Wechsel ist. Wir wissen nichts, können nichts wissen von Saat und Ernte; von den Schnittern, die das Getreide mähen; von den Winzern, die die Weintrauben keltern; von dem Gras im Garten, über das sich die weisse Decke der abgefallenen Blüten breitet oder die reifen Früchte ausgestreut sind.

Für uns gibt es nur eine Jahreszeit: die Jahreszeit des Grams. Die Sonne selbst und den Mond hat man uns genommen. Draussen mag der Tag in blauen und goldnen Farben leuchten — das Licht, das zu uns hereinkriecht durch das dicht

bezogene, mit Eisenstäben vergitterte Fenster, unter dem wir sitzen, ist grau und karg. In unsrer Zelle herrscht stets Zwielicht, in unserm Herzen Mitternacht. Und im Bereich des Denkens stockt, ebenso wie im Kreislauf der Zeit, alle Bewegung. Was ihr persönlich längst vergessen habt oder leicht vergessen könnt, beschäftigt mich heut und wird mich morgen wiederum beschäftigen. Wenn ihr das erwägt, dann müsst ihr ein wenig verstehn, warum ich schreibe, warum ich so und nicht anders schreibe.

Eine Woche später — man schafft mich hierher. Drei Monate verstreichen, da stirbt meine Mutter. Ihr wisst, niemand weiss es besser, wie sehr ich sie geliebt und verehrt habe. Ihr Tod überwältigte mich so, dass ich — einst ein Herr und Meister der Sprache — nicht Worte finde, meinen Kummer und meine Beschämung auszudrücken: niemals, nicht einmal auf dem Gipfel meines Künstlertums, wär' ich imstande gewesen, einen so hehren Schmerz in geziemende Worte zu kleiden und für das purpurne Schauspiel meines unaussprechlichen Wehs den gebührend erhabenen Wohllaut aufzubieten. Von ihr und meinem Vater hatte ich einen Namen geerbt, dem sie Ruhm und Ehre verschafft nicht nur in der Literatur, Kunst, Archäologie und Naturwissenschaft, sondern auch in der Geschichte

meines Vaterlands, in seiner politischen Entwicklung. Ich hatte diesen Namen auf ewig geschändet. Ich hatte ihn zu einem gemeinen Schimpfwort im Munde gemeiner Menschen erniedrigt. In den Schlamm hatte ich ihn gezerrt. Dem rohen Gelichter hatte ich ihn ausgeliefert, dass er unter ihren Händen verrohte, meinen Widersachern, denen er gleichbedeutend mit Verrücktheit wurde. Was ich damals gelitten habe und noch leide, kann kein Griffel schreiben, keine Tafel künden. Meine Frau, die in jenen Tagen sehr gütig und liebenswert gegen mich war, wollte es mir ersparen, dass ich die Nachricht von gleichgültigen Menschen, von fremden Lippen höre, und kam trotz ihrem Kranksein den ganzen Weg von Genua nach England gereist, um mir selbst die Botschaft von dem unersetzlichen, unermesslichen Verluste zu überbringen. Von allen, die mir noch zugetan waren, erreichten mich Beileidskundgebungen. Sogar Leute, die mich nicht persönlich gekannt haben, liessen mir, als sie hörten, welch ein neuer Schlag mich in meinem Elend getroffen hatte, den Ausdruck ihrer Teilnahme übermitteln . . . .

Abermals verstreichen drei Monate. Der Ausweis über mein tägliches Verhalten und Arbeitspensum, der draussen an der Tür meiner Zelle

hängt, — auch mein Urteil steht darauf — sagt mir, es ist Mai ....

Glück, Wohlleben und Erfolg mögen von rauher Oberfläche und aus gemeinem Stoffe sein: das Leid ist das Zarteste in aller Schöpfung. Es gibt nichts in der ganzen geistigen Welt, an das der Schmerz mit seinem schrecklichen, aber überaus feinen Pulsschlag nicht heranreichte. Das dünne, ausgehämmerte Zittergold-Blättchen, das die dem Auge nicht wahrnehmbaren Kräfte anzeigt, ist im Vergleich damit grob. Das Leid ist eine Wunde, die zu bluten anfängt, wenn eine andre Hand als die der Liebe daran rührt, und selbst dann von neuem bluten muss, wenn auch nicht vor Schmerz.

Wo Leid ist, da ist geweihte Erde. Eines Tages wird die Menschheit begreifen, was das heisst. Vorher weiss sie nichts vom Leben. Robbie und Wesen seiner Art können es ermessen. Als ich zwischen zwei Polizisten aus dem Zuchthaus vor den Konkursgerichtshof geführt wurde, da wartete Robbie in dem langen Korridor, um zum Erstaunen der grossen Menge, die ob einer so lieben, rührenden Handlung verstummte, schlicht und ernst den Hut vor mir abzuziehen, während ich in Handschellen gesenkten Hauptes an ihm vorüberging. Um kleinerer Dienste willen sind Menschen in den Himmel gekommen.

Von diesem Geiste beseelt, von solcher Liebe erfüllt, knieten die Heiligen nieder, um den Armen die Füsse zu waschen, neigten sie sich, um den Aussätzigen auf die Wange zu küssen. Ich habe nie ein Wort darüber fallen lassen. Bis zur Stunde weiss ich nicht einmal, ob er gewahr wurde, dass ich seine Handlungsweise überhaupt bemerkte. Dafür kann man einem nicht in förmlichen Worten förmlichen Dank sagen. In der Schatzkammer meines Herzens bewahre ich das auf. Dort soll es ruhn als eine geheime Schuld, die ich zu meiner Freude wahrscheinlich nie zurückzahlen kann. Dort ist es einbalsamiert und behält sein liebliches Aussehn durch die Myrrhen und Narden vieler Tränen. Wenn alle Klugheit mir wertlos, die Philosophie unfruchtbar und die Redensarten und Sprüche derer, die mich zu trösten suchten, wie Staub und Asche im Munde erschienen, dann hat mir die Erinnerung an diesen kleinen, holden, stummen Akt der Liebe alle Bronnen des Mitleidens rauschen lassen, die Pflanzen der Wüste in Rosen verwandelt, mich aus der Bitternis der einsamen Verbannung herausgehoben und in Einklang gebracht mit dem verwundeten, gebrochnen, grossen Weltenherz. Wer fähig ist zu begreifen, nicht allein, wie schön Robbies Handlungsweise war, sondern warum sie mir so

viel bedeutete und immer so viel bedeuten wird, der kann vielleicht einsehn, wie und mit welcher Gesinnung er mir nahen sollte ....

Der Erstling, den ein junger Mensch im Lenze des Lebens in die Welt hinausschickt, sollte wie die Blüte einer Frühlingsblume sein, wie der Hagedorn auf den Wiesen Oxfords oder wie die Primeln auf den Feldern in Cumner. Das Werk sollte nicht mit einer entsetzlichen, empörungsvollen Tragödie, mit entsetzlichen, empörungsvollen Schmähungen belastet sein. Liess ich je einem Buche meinen Namen als Herold dienen, es wäre ein schwerer künstlerischer Irrtum gewesen. Es hätte das ganze Werk in ein falsches Milieu gestellt, und das Milieu fällt in der modernen Kunst sehr in die Wagschale. Das moderne Leben setzt sich aus Kompliziertheit und Relativität zusammen. Das sind seine unterscheidenden Merkmale. Um die eine wiederzugeben, bedürfen wir des Milieus mit seinen zarten Nuancen, seinen Andeutungen, seinen seltsamen Perspektiven; die andre verlangt Hintergrund. Deswegen ist die Plastik keine darstellende Kunst mehr, ist es die Musik, ist, war und wird die Literatur stets die darstellende Kunst par excellence bleiben.

Jedes Vierteljahr schickt mir Robbie einen Sammelbericht über die literarischen Neuigkeiten.

Man kann sich nichts Entzückenderes vorstellen als seine Briefe, die so witzig, so geschickt zusammengefasst und so graziös hingeworfen sind. Es sind wirklich Briefe: Plaudereien unter vier Augen; sie haben die Vorzüge französischer Causerien: in seiner feinen Art, mir zu huldigen, wendet er sich bald an meinen Scharfsinn, bald an meinen Humor, dann wieder an meine angeborene Neigung zur Schönheit und Kultur und erinnert mich auf hunderterlei Weise daran, dass ich einst vielen als arbiter elegantiarum galt, als Autorität in künstlerischen Stilfragen, ja einigen sogar als die höchste Autorität. So zeigt er, dass er mit dem Takt der Liebe literarischen Takt verbindet. Seine Briefe sind die kleinen Vermittler gewesen zwischen mir und der herrlichen, unwirklichen Kunstwelt, in der ich ehedem König war und es geblieben wäre, hätte ich mich nicht in die rauhe, unvollkommne Welt der Leidenschaften locken lassen, in der der Geschmack nicht wählerisch ist und das Verlangen keine Grenzen kennt. Doch bei aller Dankbarkeit wird man gewiss verstehn oder sich zum mindesten vorstellen können, dass es rein als psychologische Kuriosität mich mehr interessiert hätte, etwas Näheres von . . . . zu hören, als zu erfahren, dass Alfred Austin einen Band Gedichte zu veröffentlichen plane, oder dass

...... Theaterkritiken für die Daily Chronicle schreibe, oder dass Mrs. Meynell von einem, der nicht einmal ein begeistertes Loblied singen kann, ohne zu stottern, als die neue Sibylle des Stils ausgerufen worden sei ....

Andre beklagenswerte Geschöpfe, die ins Gefängnis geworfen und der Schönheit dieser Welt beraubt werden, haben wenigstens bis zu einem gewissen Grad nicht mehr die tückischsten Schlingen, die bittersten Pfeile der Welt zu fürchten. Sie können sich im Dunkel ihrer Zelle verbergen und aus ihrer Schande noch eine Art unverletzliches Heiligtum machen. Der Welt ist Genüge geschehn, die Welt geht ihren Weg weiter; man lässt sie ungestört leiden. Nicht so bei mir. Ein Leid nach dem andern hat auf der Suche nach mir an die Tür des Gefängnisses geklopft. Man hat dem Leid die Tore sperrangelweit geöffnet und es hereingelassen. Meinen Freunden ist kaum oder gar nicht gestattet worden, mich zu besuchen. Aber meine Feinde haben jederzeit in vollstem Masse Zutritt zu mir gehabt. Die beiden Male, da ich vor dem Konkursgerichtshof erscheinen musste, und dann noch zweimal, als ich öffentlich von einem Kerker zum andern transportiert wurde, war ich unter unsagbar erniedrigenden

Umständen den Blicken und dem Gespött der Menge preisgegeben. Der Bote des Todes hat mir seine Zeitung gebracht und ist wieder davongegangen; völlig vereinsamt, ausgeschlossen von allem, was mich hätte trösten oder meinen Schmerz lindern können, habe ich die unerträgliche Pein des Elends und der Gewissensbisse erdulden müssen, die das Andenken an meine Mutter in mir hervorrief und noch immer hervorruft. Kaum hat die Zeit diese Wunde verharscht (geheilt ist sie noch nicht), da lässt mir meine Frau durch ihren Anwalt barsche, bittere, abstossende Briefe schreiben. Die Armut droht mir und wird mir gleichzeitig zum Vorwurf gemacht. Das wäre zu ertragen. Ich kann mich an noch Schlimmeres gewöhnen. Aber meine beiden Kinder nimmt man mir auf gesetzlichem Wege. Das verursacht mir unendlichen Schmerz, namenlosen Kummer, grenzenlosen Gram, der mich nie verlassen wird. Dass das Gesetz bestimmen und sich eine solche Bestimmung anmassen kann, mir stehe es nicht zu, bei meinen eignen Kindern zu sein: der Gedanke hat etwas Fürchterliches für mich. Im Vergleich damit ist die Schande, im Kerker zu sitzen, ein Nichts. Wie ich die andern Männer beneide, die mit mir im Gefängnishof auf- und abschreiten! Ihre Kinder — des bin ich sicher — warten auf

sie, harren ihrer Rückkunft, werden sie mit Zärtlichkeiten überschütten. Die Armen sind klug, sind barmherziger, freundlicher, empfinden tiefer als wir. In ihren Augen ist das Gefängnis eine Tragödie im Leben eines Menschen, ein Missgeschick, eine Fügung des Zufalls, etwas, das bei ihren Mitmenschen Teilnahme weckt. Einer, der im Gefängnis sitzt, ist in ihrer Sprache eben einfach ins Unglück geraten. Das ist die Redensart, die sie immer dafür gebrauchen; der Ausdruck enthält die höchste Weisheit der Liebe. Bei Leuten unsres Standes ist es anders. Da macht einen das Gefängnis zum Paria. Ich und meinesgleichen haben kaum noch ein Anrecht auf die Luft und die Sonne. Unsre blosse Gegenwart besudelt die Freuden der andern. Wenn wir wieder zum Vorschein kommen, sind wir ungebetene Gäste. Uns steht es nicht zu, uns wieder im Mondenschimmer zu ergehn. Unsre Kinder werden uns ja genommen. Auch diese holden Bande, die uns an die Menschheit knüpfen, sind zerrissen. Wir sind dazu verurteilt, einsam zu sein, während unsre Söhne am Leben sind. Uns verwehrt man das eine, das uns heilen und aufrecht erhalten könnte, das Balsam in unser zerschlagenes Herz träufeln und unsrer gramdurchwühlten Seele Frieden bringen könnte . . . .

Ich muss es mir selbst eingestehn: weder — noch —, und wenn man sie mit tausend multiplizierte, hätten einen Menschen wie mich zugrunde richten können. Ich habe mich selbst zugrunde gerichtet. Niemand, ob hoch ob niedrig, kann von einer andern Hand als von seiner eignen vernichtet werden. Zu diesem Bekenntnis bin ich gern bereit. Ich versuche, es abzulegen, mag man es mir auch gegenwärtig nicht zutraun. Habe ich diese unbarmherzige Klage erhoben, so soll man bedenken: es war eine Klage, die ich ohn' Erbarmen gegen mich selbst erhoben habe. So Schreckliches mir auch die Welt angetan hat: ich habe weit Schrecklicheres an mir selbst getan. Ich stand in symbolischer Beziehung zu der Kunst und Kultur meines Zeitalters. Im Morgengraun des Mannesalters hatte ich dies selbst schon erkannt und meine Zeitgenossen später zur Anerkennung gezwungen. Es gibt nicht viele, die eine solche Stellung bei Lebzeiten einnehmen und denen sie so von der Mitwelt bestätigt wird. Gewöhnlich wird sie erst vom Historiker oder Kritiker bestimmt, wenn sie überhaupt festgelegt wird, und dann erst lange nachher, wenn der Mann und sein Zeitalter dahingegangen sind. Anders liegt der Fall bei mir. Ich habe meine Stellung erkannt, ich habe sie andre erkennen lassen.

Auch Byron war eine symbolische Figur; allein er hatte Beziehungen zu der Leidenschaft seiner Zeit und ihrem Leidenschaftsüberdruss. Die meinen waren auf Edleres, Bleibenderes gerichtet, berührten wichtigere Lebensfragen, hatten sich weitere Ziele gesteckt. Die Götter hatten mir fast alles verliehen. Ich besass Genie, einen erlauchten Namen, eine hohe soziale Stellung, Ruhm, Glanz und intellektuellen Wagemut; ich habe die Kunst zur Philosophie, die Philosophie zu einer Kunst gemacht; ich habe die Menschen anders denken gelehrt und den Dingen andre Farben gegeben; alles, was ich sagte und tat, setzte die Leute in Erstaunen; ich nahm das Drama — die objektivste Form, die die Kunst kennt — und machte daraus eine persönliche Gattung, wie es das lyrische Gedicht, das Sonett ist; zugleich erweiterte ich seinen Bezirk und bereicherte es in der Charakteristik; Drama, Roman, Versgedicht, Gedicht in Prosa, den geschliffenen Dialog der Wirklichkeit oder den phantastischen — alles, was ich berührte, verschönte ich, hüllte ich in ein neues Gewand der Schönheit; der Wahrheit selbst gab ich das Wahre sowohl wie das Falsche als ihr rechtmässiges Reich und zeigte, dass das Falsche und das Wahre lediglich intellektuelle Daseinsformen sind. Die Kunst behandelte ich als die oberste Wirklichkeit; das Leben nur als

einen Zweig der Dichtung. Ich erweckte die Phantasie meines Jahrhunderts, so dass es rings um mich Mythen und Legenden erschuf. Alle philosophischen Systeme fasste ich in eine Phrase, das ganze Dasein in ein Epigramm zusammen. Daneben hatte ich noch manches andre. Ich liess mich von dem bleibenden Zauber eines sinnlosen, sinnlichen Wohlbehagens verlocken. Ich belustigte mich damit, ein Flaneur, ein Dandy, ein Modeheld zu sein. Ich umgab mich mit kleinen Naturen und niedrigen Geschöpfen. Ich ward zum Verschwender meines eignen Genies und fand seltsames Wohlgefallen daran, eine ewige Jugend zu vergeuden. Ich war es müde geworden, auf den Höhen zu wandeln — da stieg ich aus freien Stücken in die Tiefen hinab und fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft. Die Begierde war schliesslich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides. Das Leben andrer galt mir nichts mehr. Ich befriedigte meine Lust, wann es mir beliebte, und schritt fürbass. Ich vergass, dass jede kleine Handlung des Alltags den Charakter prägt oder zerstört und dass man deshalb das, was man insgeheim im Zimmer getan hat, eines Tages mit lauter Stimme vom Dach herunter rufen müsse. Ich verlor die Herrschaft

über mich selbst. Ich war nicht mehr der Steuermann meiner Seele und wusste es nicht. Ich liess mich vom Vergnügen ins Joch zwingen. Und das Ende war die greuliche Schande.

Jetzt bleibt mir nur eins: völlige Demut. Zwei Jahre habe ich nun im Kerker gelegen. Wilde Verzweiflung hat mich gepackt; ich habe mich dem Jammer hingegeben, dass der Anblick schon Mitleid erregte; ich habe mich einer schrecklichen, ohnmächtigen Wut überlassen; Bitterkeit und Verachtung erfüllten mich; in meiner Seelenpein schrie ich laut auf; dann wieder fand mein Elend keine Stimme, mein Schmerz blieb stumm. Alle erdenklichen Leidensmöglichkeiten habe ich durchgemacht. Nun weiss ich besser als Wordsworth selbst, was er mit den Versen sagen wollte:

„Das Leid ist ewig, trüb und finster
und ähnelt der Unendlichkeit."

Wenn ich mich aber zu Zeiten an der Vorstellung weidete, dass mein Schmerz endlos sein sollte, so konnte ich ihn doch nicht ertragen, weil er keine Bedeutung für mich hatte. Jetzt finde ich in meinem Wesen tief verborgen etwas, das mir sagt, nichts in der Welt sei ohne Bedeutung — am allerwenigsten das Leiden. Dieses Etwas, das tief in mir vergraben liegt, wie ein Schatz auf einem Felde, ist die Demut.

Sie ist das letzte in mir und das beste; das Ziel, an dem ich endlich angelangt bin; der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung. Ganz aus mir selbst heraus hat sie sich gebildet; ich weiss darum, sie ist zur rechten Zeit gekommen. Sie hätte nicht eher, aber auch nicht später kommen können. Hätte mir einer davon gesprochen, ich hätte sie von mir gewiesen. Hätte man sie mir gebracht, ich hätte sie abgelehnt. Ich habe sie selbst gefunden und will sie deshalb bewahren. Ich kann nicht anders. Sie ist das einzige, was Lebenskeime in sich birgt, Keime eines neuen Lebens für mich, einer Vita Nuova. Von allen Dingen ist sie das Wunderbarste. Man kann sie nicht erwerben, es sei denn, dass man allem entsage, was man sein eigen nennt. Erst wenn man alles verloren hat, weiss man, dass man sie besitzt.

Jetzt, da ich überzeugt bin, dass sie in mir liegt, seh' ich klar und deutlich, was ich zu tun habe, was ich unbedingt tun muss. Und wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bediene, brauche ich nicht zu versichern, dass damit keine Anspielung auf irgend ein äusseres Gesetz oder Gebot gemeint ist. Ich leugne ihr Vorhandensein. Ich bin weit mehr Individualist, als ich es je war. Alles scheint mir ganz wertlos, wofern es nicht aus dem Innern

stammt. Meine Natur ist auf der Suche nach einer neuen Art der Selbstverwirklichung. Das ist das einzige, was mich beschäftigt. Und das erste, was ich zu tun habe, ist: mich von einer etwa vorhandenen Verbitterung gegen die Welt zu befrein. Ich bin völlig mittellos, habe weder Haus noch Hof. Allein es gibt Härteres als das auf der Welt. Es ist mein heiliger Ernst, wenn ich sage: eh' ich aus dem Gefängnis mit Groll gegen die Welt scheide, will ich von Herzen gern um Brot betteln und von Tür zu Tür gehn. Wenn ich in den Häusern der Reichen nichts bekäme, würden mir die Armen etwas schenken. Wer viel besitzt, ist oft habgierig und hartherzig. Wer wenig hat, ist immer zum Teilen bereit. Mir wäre es ganz gleich, wenn ich im Sommer im kühlen Gras schlafen und im Winter in einem warmen, dichten Heuschober oder unter dem Wetterdach einer grossen Scheune Zuflucht suchen müsste — so nur Liebe in meinem Herzen wohnte. Der äussere Tand des Lebens scheint mir jetzt von gar keiner Bedeutung mehr. Daraus mag man ersehn, wie weit ich es schon im Individualismus gebracht habe oder vielmehr mählich bringen werde, denn der Weg ist lang, und wo ich gehe, sind Dornen. Ich weiss freilich, auf der Landstrasse um Almosen betteln ist nicht mein Los, und wenn

ich je bei Nacht im kühlen Gras läge, würde ich Sonette an den Mond schreiben.

Verlasse ich das Gefängnis, dann wird Robbie draussen vor dem grossen Tore mit den Eisenpfosten auf mich warten, und er ist nicht nur das Symbol seiner eignen Zuneigung, sondern auch der Zuneigung vieler andrer ausser ihm. Ich soll, glaube ich, so viel bekommen, dass ich wenigstens anderthalb Jahre davon leben kann; wenn ich dann keine schönen Bücher schreibe, bin ich doch in der Lage, schöne Bücher zu lesen. Gibt es eine grössere Freude? Danach werde ich hoffentlich meine Schaffenskraft neu schaffen können. Aber wäre es anders: hätte ich keinen Freund mehr auf der Welt, stünde mir nicht ein Haus mitleidig offen, müsste ich das Felleisen und den zerlumpten Mantel der baren Armut nehmen: solang ich von Rachbegierde, Grausamkeit und Verachtung frei bin, könnte ich dem Leben mit viel grösserer Ruhe und Zuversicht ins Auge schaun, als wenn mein Leib in Purpur und feines Linnen gekleidet und meine Seele krank vor Hass wäre. Ich werde gewiss keinen Schwierigkeiten begegnen. Wer wahrhaft Liebe begehrt, der wird sie für sich bereit finden.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass hier meine Aufgabe noch nicht endet. Sonst wäre sie verhältnismässig leicht. Schwereres steht mir noch

bevor. Weit steilere Höhen gibt es für mich zu ersteigen, viel dunklere Täler zu durchwandern. Und alles muss aus mir selbst kommen. Nicht die Religion, nicht die Moral, nicht die Vernunft können mir dabei irgendwie helfen. Die Moral hilft mir nicht. Ich bin der geborene Antinomist. Ich gehöre zu denen, die für Ausnahmen, aber nicht für Gesetze geschaffen sind. Ich sehe ein, dass das Unrecht nicht in dem liegt, was man tut, sondern in dem, wozu man wird. Diese Erkenntnis kommt einem zu statten. Die Religion hilft mir nicht. Glauben andre an das Unsichtbare, so glaube ich an das, was man berühren und erblicken kann. Meine Götter bewohnen von Menschenhand erbaute Tempel, und innerhalb des Bereichs der wirklichen Erfahrung vervollständigt und vervollkommnet sich mein Evangelium — vielleicht allzusehr: denn wie die meisten oder alle von denen, die ihren Himmel auf Erden suchen, habe ich auf Erden sowohl die Schönheit des Himmels wie die Greuel der Hölle gefunden.

Wenn ich über die Religion nachdenke, ist es mir, als ob ich gern einen Orden für die gründen möchte, die nicht glauben können. Man möchte ihn Brüderschaft der Ungläubigen nennen. In ihr würde auf einem Altar, auf dem keine Kerze brennte, ein Priester, in dessen Herzen der Friede keine Ruhe-

statt hätte, mit ungeweihtem Brot und einem Kelche, in dem kein Wein wäre, Gottesdienst halten. Um wahr zu sein, muss alles zur Religion werden. Und die Lehre der Agnostiker sollte ebenso ihr Ritual haben wie der kirchliche Glaube. Sie hat ihre Märtyrer gesät, sie sollte ihre Heiligen ernten und Gott täglich dafür danken, dass er sich den Blicken der Menschen verborgen hat.

Doch ob Glaube ob Agnostizismus: es darf nichts Äusserliches für mich sein. Was es auch sei, seine Symbole muss ich selbst erschaffen haben. Transzendental ist nur, was sich seine eigne Form gestaltet. Finde ich sein Geheimnis nicht in meiner Brust, dann werde ich es nie finden; besitze ich es nicht schon, so wird es mir nie zuteil werden.

Auch die Vernunft hilft mir nicht. Sie sagt mir, dass die Gesetze, deren Opfer ich geworden bin, falsch und ungerecht sind, dass das System, unter dem ich gelitten habe, falsch und ungerecht ist. Aber irgendwie habe ich diese beiden Dinge einzurenken, dass sie für mich recht und gerecht werden. Genau so, wie man sich in der Kunst nur damit abgibt, was einem ein besondrer Gegenstand in einem besondern Moment ist, verhält es sich mit der ethischen Entwicklung des Charakters. Es ist meine Aufgabe, alles, was mich betroffen hat, zum

Guten für mich zu wenden. Die Lattenpritsche, die ekelerregende Nahrung, die rauhen Stricke, die man zu Werg zerzupft, dass einem vor Schmerz die Fingerspitzen empfindungslos werden, die Gesindeverrichtungen, mit denen jeder Tag beginnt und endet, die schroffen Befehle, die die Gewohnheit zu erfordern scheint, die abscheuliche Kleidung, die den Kummer in groteskem Licht erscheinen lässt, das Schweigen, die Einsamkeit, die Schande: — — alle diese Erfahrungen muss ich ins Geistige umsetzen. Es gibt keine einzige körperliche Erniedrigung, die ich nicht zu einer geistigen Erhebung zu machen streben müsste. Ich wünsche dahin zu gelangen, ganz schlicht und ohne Ziererei sagen zu können, dass mein Leben zwei grosse Wendepunkte hatte: den einen, als mich mein Vater nach Oxford, den andern, als mich die Gesellschaft ins Gefängnis schickte. Ich will nicht sagen: es war das beste, was mich hätte treffen können; denn das würde zu sehr nach Verbitterung gegen mich selbst schmecken. Ich möchte es lieber so ausdrücken und von andern ausgedrückt wissen: ich war ein solch typisches Kind meiner Zeit, dass ich in meiner Perversität und um dieser Perversität willen das Gute meines Lebens in das Schlechte verkehrte und das Schlechte meines Lebens in das Gute.

Indes, was ich selbst sage oder andre über mich sagen, darauf kommt es nicht an. Das Wichtige, das, was vor mir liegt, was ich auszuführen habe, ehe die kurze Spanne meines Lebens verstümmelt, vernichtet und unvollständig wird, ist das folgende: alles, was an mir getan worden ist, in mich aufzusaugen, es zu einem Teil von mir zu machen, es ohne Murren, Bangen und Sträuben hinzunehmen. Das höchste Laster ist Halbheit. Alles, was sich verwirklicht hat, ist recht.

Als meine Gefängniszeit eben begonnen hatte, gaben mir einige Leute den Rat, ich möge zu vergessen suchen, wer ich sei. Es war ein verderblicher Rat. Nur darin, dass mir zum Bewusstsein kommt, wer ich bin, habe ich irgend welchen Trost gefunden. Jetzt raten mir andre, ich solle, wenn ich freigelassen werde, zu vergessen suchen, dass ich je im Gefängnis war. Ich weiss, das wäre ebenso verhängnisvoll. Das hiesse, dass ich zeitlebens von unerträglicher Schande verfolgt werden sollte, dass all das, was für mich ebenso viel bedeutet wie für jeden andern: die Schönheit der Sonne und des Mondes, die Pracht der Jahreszeiten, die Musik bei Tagesanbruch und das Schweigen der langen Nächte, der Regen, der durch die Blätter rieselt, der Tau, der über das Gras schleicht und

es versilbert — dass all das für mich befleckt und seine Heilkraft und seine Fähigkeit, Freude zu spenden, verloren sein sollte. Seine eignen Erfahrungen bedauern heisst seine eigne Entwicklung hemmen. Seine eignen Erfahrungen verleugnen heisst seinem eignen Leben eine Lüge auf die Lippen legen. Es ist nicht weniger, als wollte man seine Seele verleugnen. Denn ebenso wie der Körper alles Mögliche in sich aufnimmt, Gewöhnliches und Unreines nicht minder als das, was der Priester oder Visionen geweiht haben, und es in Rüstigkeit oder Kraft umwandelt, in das Spiel schöner Muskeln, in die Formen des leuchtenden Fleisches, in die Rundungen und Farben des Haares, der Lippen, des Auges: so hat ihrerseits auch die Seele ihre Ernährungsfunktionen und kann das, was an und für sich gemein, grausam und erniedrigend ist, in edle Regungen und Leidenschaften voll tiefer Bedeutung umsetzen — ja, noch mehr: gerade darin ihren erhabensten Stoff finden, an dem sie sich entfalten kann, und sich am vollkommensten durch das offenbaren, was ursprünglich eine entweihende oder zerstörende Absicht hatte.

Die Tatsache, dass ich in einem gemeinen Zucht haus ein gemeiner Gefangener war, muss ich schlechterdings hinnehmen; so merkwürdig es auch scheinen mag: eine von den Lehren, die ich mir beizubringen

habe, ist, mich dessen nicht zu schämen. Ich muss es als Strafe auffassen, und wenn man sich einer Strafe schämt, dann ist es ebenso gut, als hätte man sie nie empfangen. Allerdings, ich habe für viel gebüsst, was ich meiner Überzeugung nach nicht getan habe; andrerseits gibt es viel, was ich meiner Überzeugung nach mir habe zu schulden kommen lassen, und noch mehr in meinem Leben, für das ich niemals zur Rechenschaft gezogen wurde. Ich sagt' es schon: die Wege der Götter sind wunderbar; sie strafen uns für das, was gut und menschenfreundlich in uns ist, ebenso wie für das, was schlecht und pervers ist. Mit der Tatsache muss ich mich also abfinden, dass man gleichermassen für das Gute wie für das Schlechte, das man tut, bestraft wird. Und ich zweifle nicht daran, dass es durchaus mit Recht geschieht. Es hilft einem oder sollte einem helfen, beides zu durchschaun und sich auf keins von beiden etwas einzubilden.

Schäme ich mich demnach meiner Strafe nicht — und ich hoffe das —, dann bin ich imstande, frei zu denken, frei herumzugehn und zu leben. Viele nehmen bei ihrer Entlassung das Gefängnis mit sich in die frische Luft hinaus und verbergen es als geheimen Schimpf in ihrem Herzen und kriechen schliesslich wie arme vergiftete Wesen in ein Loch

und sterben. Es ist abscheulich, dass ihnen nichts andres übrig bleibt, und es ist ein Unrecht — ein schreckliches Unrecht von seiten der Gesellschaft, sie auf diese Bahn zu treiben. Die Gesellschaft schreibt sich das Recht zu, dem Individuum entsetzliche Strafen aufzuerlegen, aber sie besitzt auch das höchste Laster der Halbheit, weil es ihr nicht gelingt, das, was sie getan hat, durchzuführen. Hat der betreffende seine Strafe abgebüsst, dann überlässt sie ihn sich selbst, will sagen: sie lässt ihn just in dem Augenblicke fallen, wo ihre vornehmlichste Pflicht gegen ihn anfängt. Sie schämt sich tatsächlich ihrer eignen Handlungen und meidet die Bestraften, wie Leute vor einem Gläubiger Reissaus nehmen, dem sie ihre Schulden nicht bezahlen können, oder vor einem, dem sie einen unersetzlichen, unwiderruflichen Schaden zugefügt haben. Ich meinerseits erhebe den Anspruch, wenn ich mir vergegenwärtige, was ich gelitten habe, dass die Gesellschaft sich vergegenwärtige, was sie mir angetan hat; darum sollte auf beiden Seiten keine Verbitterung, kein Hass herrschen. Selbstverständlich weiss ich, dass die Dinge bei mir schwieriger als bei andern liegen, durch die Natur der Sache schwieriger liegen müssen. Die armen Diebe und Vagabunden, die hier mit mir eingesperrt sind, sind in vieler Hinsicht

glücklicher als ich. Die kleine Strecke, die in düstrer Stadt oder auf grünem Felde ihre Sünde sah, ist schnell zurückgelegt; sie brauchen, wollen sie Menschen finden, die von ihrem Verschulden nichts wissen, nicht weiter zu gehn, als ein Vogel zwischen Zwielicht und Morgendämmerung fliegt. Für mich dagegen ist die Welt zu einer Handbreite zusammengeschrumpft; überall, wo ich mich hinwende, ist mein Name in ehernen Lettern an die Felsen geschrieben. Denn ich bin nicht aus dem Dunkel in das grelle Licht momentaner Verbrecherberühmtheit getreten, sondern von unsterblichem Ruhm zu ewiger Ehrlosigkeit gelangt, und manchmal scheint es mir, als hätte ich dargetan, wenn es überhaupt dieses Beweises bedurfte, dass vom Berühmten zum Berüchtigten nur ein Schritt ist, oder noch weniger als ein Schritt. Immerhin, gerade in dem Umstand, dass die Menschen mich erkennen werden, wo ich mich auch zeige, und alles aus meinem Leben wissen, so weit seine Torheiten in Betracht kommen, kann ich noch Gutes für mich entdecken. Daraus erwächst mir die Notwendigkeit, mich wieder als Künstler zu behaupten — und zwar so bald wie irgend möglich. Kann ich ein schönes Kunstwerk hervorbringen, dann werde ich imstande sein, der Verleumdung ihr Gift, der Feigheit ihren Stachel zu rauben und die schmähende

Zunge an der Wurzel auszureissen. Ist das Leben tatsächlich für mich ein Problem, so bin ich für das Leben nicht minder ein Problem. Die Leute müssen mir gegenüber einen Modus finden, wie sie sich zu verhalten haben. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich hiermit nicht auf bestimmte Individuen anspiele. Die einzigen Menschen, die ich jetzt um mich wünsche, sind Künstler und solche, die gelitten haben: solche, die wissen, was Schönheit, und solche, die wissen, was Schmerz ist. Sonst interessiert mich niemand. Ich stelle auch keine Ansprüche an das Leben. Alles, was ich hier geäussert habe, zielt einfach auf meine eigne geistige Stellung gegenüber dem Leben in seiner Gesamtheit. Ich fühle, dass ich mich meiner Strafe nicht schämen darf: das ist einer der ersten Punkte, die ich erreichen muss, um meiner eignen Vollendung willen und weil ich so unvollkommen bin.

Dann muss ich glücklich sein lernen. Es gab eine Zeit, da wusste ich es oder glaubte es zu wissen — instinktmässig. Ehedem war immer Frühling in meinem Herzen. Mein Temperament war der Lebensfreude blutsverwandt. Bis hoch zum Rande füllte ich mein Leben mit Vergnügen, wie man einen Becher bis zum Rande mit Wein füllt. Jetzt trete ich von einem völlig neuen Standpunkt an das Leben

heran; oft ist es mir überaus schwer, mir auch nur eine Vorstellung vom Glück zu machen. Ich erinnre mich — es war während meines ersten Semesters in Oxford — der Lektüre von Paters Renaissance (des Buches, das einen so seltsamen Einfluss auf mein Leben gewonnen hat) — — wie Dante da in den Tiefen des Inferno die ansiedelt, die sich eigenwillig der Traurigkeit ergeben; ich ging dann in die College-Bibliothek und schlug die Stelle in der Göttlichen Komödie nach, wo unter dem Höllenmoor diejenigen hausen, die „in der süssen Luft grämlich" waren und nun ewig in ihren Seufzern stöhnen:

Tristi fummo
Nell' aer dolce che dal sol s'allegra.

Ich wusste, die Kirche verurteilte accidia, aber die ganze Idee schien mir höchst phantastisch, so recht die Art Sünde, dachte ich mir, die ein lebensunkundiger Priester erfinden würde. Ebenso wenig begriff ich, wie Dante, der an einer andern Stelle sagt: „Der Schmerz vereint uns wiederum mit Gott", so schroff gegen die sein konnte, die auf die Melancholie erpicht waren — wenn es denn wirklich solche gab. Ich ahnte nicht, dass dies eines Tages eine der grössten Versuchungen meines Lebens werden sollte. Während ich im Gefängnis in Wandsworth

sass, sehnte ich den Tod herbei. Sterben war mein einziger Wunsch. Als ich nach einem Aufenthalt von zwei Monaten in der Krankenabteilung hierher gebracht wurde und meine physische Gesundheit sich allmählich besserte, schäumte ich vor Wut. Ich beschloss, an dem Tage meiner Entlassung Selbstmord zu begehn. Nach einiger Zeit legte sich diese Verstimmung, und ich setzte es mir in den Kopf zu leben, aber Trübsal anzutun, wie ein König seinen Purpur. Ich wollte nie wieder lächeln; wollte jedes Haus, das ich betrat, zu einem Hause der Trauer machen. Meine Freunde sollten langsamen Schrittes in Schwermut neben mir gehn. Ich wollte sie lehren, dass die Melancholie das wahre Geheimnis des Lebens ist; wollte ihre Freude durch fremdes Leid vergällen, sie mit meinem eignen Schmerz peinigen. Jetzt denke ich ganz anders darüber. Es wäre undankbar und unliebenswürdig von mir, ein so langes Gesicht zu machen, dass meine Freunde, wenn sie mich besuchten, noch längere Gesichter machen müssten, um mir ihr Mitgefühl auszudrücken, oder, wenn ich sie eingeladen hätte, sie aufzufordern, sich schweigend niederzusetzen zu bitteren Kräutern und einem Leichenschmaus.

Ich muss lernen, guter Dinge werden und glücklich sein. Die beiden letzten Male, als es meinen

Freunden erlaubt war, mich hier zu besuchen, gab ich mir Mühe, so heiter wie möglich zu sein und ihnen meine Frohlaune zu zeigen, um sie doch ein klein wenig dafür zu entschädigen, dass sie den ganzen Weg von London hergekommen waren. Ich weiss, das ist nur ein spärlicher Dank, aber keiner — davon bin ich durchdrungen — wäre ihnen lieber. Am Sonnabend vor acht Tagen durfte ich mich eine Stunde mit Robbie unterhalten; ich liess es mir angelegen sein, ihn die herzliche Freude, die ich über unser Zusammensein empfand, so deutlich wie möglich merken zu lassen. Dass ich mit den Ansichten und Auffassungen, die ich mir hier im stillen bilde, auf der rechten Fährte bin, das beweist mir die Tatsache, dass ich jetzt zum erstenmal seit meiner Verurteilung wahres Verlangen nach dem Leben habe. Vor mir liegt so viel, dass ich es als eine schreckliche Tragödie betrachten würde, wenn ich sterben müsste, eh' es mir verstattet wäre, wenigstens einen Teil davon durchzuführen. Ich sehe neue Entwicklungsmöglichkeiten in der Kunst und im Leben, von denen jede ein neuer Weg zur Vollendung ist. Ich sehne mich nach dem Leben, damit ich erforschen kann, was jetzt so gut wie eine neue Welt für mich ist.

Wollt ihr wissen, was diese neue Welt ist? Ihr könnt es wohl erraten. Es ist die Welt, in der

ich die letzten zwei Jahre gelebt habe. Das Leid und alle Lehren, die wir ihm danken — das ist meine neue Welt. Früher war mein ganzes Leben dem Vergnügen gewidmet. Ich ging Schmerzen und Sorgen jeder Art aus dem Wege. Sie waren mir beide zuwider. Ich hatte mir vorgenommen, sie so weit wie möglich nicht zu beachten, sie gewissermassen als Gebrechen zu behandeln. Sie gehörten nicht zu meinem Lebensgebäude. Für sie war in meiner Philosophie kein Platz.

Meine Mutter, die das Leben durch und durch kannte, pflegte mir oft die Goetheschen Verse zu zitieren, die ihr vor langen Jahren Carlyle in ein Buch geschrieben hatte und die — wenn ich mich recht erinnre — in seiner Übersetzung folgendermassen lauteten:

Who never ate his bread in sorrow,
Who never spent the midnight hours
Weeping and waiting for the morrow, —
He knows you not, ye heavenly powers.

Diese Verse pflegte die edle Königin von Preussen, die Napoleon so brutal behandelt hat, in ihrer Erniedrigung und Verbannung zu zitieren. Diese Verse hat meine Mutter im Ungemach ihres späteren Lebens oft im Munde geführt. Ich lehnte es rundweg ab, die ungeheure Wahrheit, die darin verborgen liegt, mir zu eigen zu machen oder nur

einzuräumen. Ich konnte sie nicht verstehn. Ich erinnre mich noch sehr wohl, wie ich damals meiner Mutter sagte, ich hätte keine Lust, mein Brot in Tränen zu essen, die Nächte zu durchweinen und einem noch traurigeren Morgen entgegenzuwachen. Ich ahnte nicht, dass dies eine von den Besonderheiten sein sollte, die mir die Parzen vorbehalten hatten, dass ich ein ganzes Jahr meines Lebens kaum etwas andres tun sollte. Aber so ist mir mein Teil zugemessen worden. Während der letzten Monate ist es mir nach fürchterlichen Überwindungen und Kämpfen gelungen, einige Lehren zu begreifen, die im Herzen des Grams verborgen sind. Geistliche und Leute, die Redensarten ohne Sinn und Verstand anwenden, sprechen oft von dem Leiden als einem Mysterium; in Wahrheit ist es eine Offenbarung. Man erkennt Dinge, die einem nie aufgefallen sind. Man tritt unter einem andern Gesichtswinkel an die Geschichte heran. Was man schwach, instinktiv von der Kunst geahnt hat, wird im Bereich des Denkens und Fühlens zur Wirklichkeit mit einer vollendeten Klarheit der Erscheinung, mit einer absoluten Stärke der Vorstellungskraft. Jetzt sehe ich ein, dass der Schmerz als die edelste Regung, deren der Mensch fähig ist, gleichermassen Urform und Prüfstein aller grossen Kunst ist.

Wonach der Künstler immer strebt, das ist jene Daseinsform, in der Leib und Seele ein unteilbares Ganze sind; in der das Äussere der Ausdruck des Innern ist; in der sich der Stoff enthüllt. Solcher Daseinsformen gibt es mannigfache: die Jugend und die Künste, die in der Darstellung der Jugend befangen sind, können uns gelegentlich als Modell dienen; dann mag uns wieder der Gedanke erfreun, dass die moderne Landschaftsmalerei in der Zartheit und Feinheit ihrer Eindrücke, in der Art, wie sie einen Geist andeutet, der im Äusserlichen verweilt und sich aus Erde und Luft, aus Nebel und Städtebild ein Gewand schafft — dass die moderne Landschaftsmalerei in ihrer krankhaft reizbaren Harmonie von Stimmungen, Tönen und Farben das für uns verwirklicht, was bei den Griechen zu so plastischer Vollendung gediehen ist. Die Musik, in der aller Stoff von der Form aufgesogen wird, so dass sie zu einer Einheit zusammenschmelzen, ist ein kompliziertes Beispiel und eine Blume oder ein Kind ein einfaches Beispiel für das, was ich meine. Aber der Schmerz ist der Endtyp, sowohl im Leben wie in der Kunst. Hinter der Lust und dem Lachen mag ein rauhes, hartes, knorriges Temperament stecken: hinter dem Schmerz birgt sich stets nur der Schmerz. Das Leid trägt keine Maske wie

die Freude. Die Wahrheit in der Kunst beruht nicht auf einer Wechselwirkung zwischen der wesentlichen Idee und deren zufälligem Vorhandensein; sie ist nicht die Ähnlichkeit zwischen der Gestalt und ihrem Schatten oder zwischen dem Spiegelbild der Form in einem Kristall und der Form selbst; sie ist weder ein Echo, das aus einem hohlen Hügel tönt, noch der silberne Quell im Tale, dessen Wasser den Mond dem Monde und Narkissos sich selbst spiegelt. Die Wahrheit in der Kunst ist die Einheit eines Dinges und seines ureignen Wesens, derart, dass das Äussere der Ausdruck des Innern geworden ist, die Seele Fleisch, der Leib von dem Geiste durchdrungen. Darum lässt sich keine Wahrheit dem Leiden vergleichen.

Zu Zeiten scheint das Leiden die einzige Wahrheit zu sein. Andre Empfindungen mögen Trugbilder des Auges oder Täuschungen des Magens sein, die jenes blenden, diesen sättigen; allein aus dem Leiden sind die Welten erbaut, und bei der Geburt eines Kindes oder eines Sternes geht es nicht ohne Schmerz ab. Ja, noch mehr: das Leiden hat eine ungewöhnlich starke Wirklichkeit an sich.

Ich habe von mir selbst gesagt, dass ich symbolische Beziehungen zur Kunst und Kultur meines Zeitalters unterhielt. Es gibt keinen Elenden in diesem

Haus des Elends, keinen meiner Mitgefangnen, der nicht symbolische Beziehungen zum Geheimnis des Lebens unterhielte. Denn das Geheimnis des Lebens ist das Leiden. Hinter allem ist es verborgen. Kaum treten wir ins Leben ein, so empfängt uns das Süsse mit solcher Süsse, das Bittere mit solcher Bitterkeit, dass wir notgedrungen unser ganzes Verlangen auf seine Freuden richten und nicht nur „einen Monat oder zwei von Honig zehren“ wollen, sondern zeitlebens keine andre Nahrung schmecken möchten, einerlei ob wir darüber die ganze Zeit vergessen, dass wir unsre Seele in Wirklichkeit verhungern lassen.

Ich weiss noch sehr wohl, ich sprach einmal hierüber mit einem der schönsten Geschöpfe, die ich je gekannt habe, einer Dame, deren reges Mitgefühl und edle Güte, die sie mir vor meiner Kerkerhaft und während der Tragödie bewiesen hat, überirdisch und unbeschreiblich gewesen sind — einer Dame, die mir mehr als irgend jemand auf der ganzen Welt beigestanden hat, die Last meiner Sorgen zu ertragen, wenn es ihr auch nicht zum Bewusstsein gekommen ist. Und all das bloss durch die Tatsache, dass sie lebt. Dass sie so ist, wie sie ist: teils ein Ideal, teils eine einflussreiche Macht, sowohl eine Andeutung dessen, was man werden

könnte, wie eine wirkliche Stütze des Vorsatzes, dahin zu gelangen. Sie ist eine Seele, die der Alltagsluft Süssigkeit leiht, die das Geistige einfach und natürlich erscheinen lässt wie das Licht der Sonne oder das Meer, in deren Augen Schönheit und Leid Hand in Hand gehn und dieselbe Botschaft haben. Ich erinnre mich genau, dass ich ihr bei der Gelegenheit, die mir jetzt vorschwebt, sagte: es gäbe in einer engen Gasse in London schon genug Kummer, um zu beweisen, dass Gott die Menschen nicht liebe; überall, wo jemand leide, sei es auch nur ein Kind, das in einem Gärtchen weint, weil es sich etwas hat zu schulden kommen lassen oder weil ihm Unrecht geschieht, da sei das ganze Antlitz der Schöpfung entstellt. Ich hatte völlig Unrecht. Sie sagte mir das auch, doch ich konnte es nicht glauben. Ich lebte in einem Vorstellungskreis, der mit solchen Ansichten nichts zu tun hatte.

Jetzt dünkt es mich, dass Liebe irgend einer Art die einzig mögliche Erklärung ist für das ungeheure Mass von Weh, das es auf der Welt gibt. Eine andre Erklärung kann ich mir nicht denken. Ich bin sogar überzeugt, es gibt keine andre. Sind die Welten wirklich, wie ich vorhin sagte, aus Leid gebaut, so ist dieses von der Hand der Liebe gebaut; denn auf keine Weise könnte sonst die Seele des Menschen, für den die

Welten erschaffen sind, zu dem ganzen Wuchs ihrer Vollendung gelangen. Die Freude ist für den schönen Körper da, der Schmerz für die schöne Psyche!

Wenn ich sage, ich sei hiervon überzeugt, so liegt allzuviel Stolz in meinen Worten. Weit in der Ferne kann man wie eine Perle sonder Fehl die Stadt Gottes sehn. Sie ist so wundervoll, dass man meinen möchte, ein Kind könne sie an einem Sommertag erreichen. Und ein Kind kann es. Anders verhält es sich mit mir und meinesgleichen. In einem einzigen Augenblick kann man eines Dinges inne werden, aber es geht einem wieder verloren in den langen Stunden, die bleiernen Fusses folgen. Es ist so schwer, „die Höhen zu behaupten, darauf mit Fug die Seele wandeln darf". Unsre Gedanken gehören der Ewigkeit, doch wir bewegen uns nur langsam durch die Zeit. Wie langsam die Zeit für uns vergeht, die wir im Gefängnis sitzen — davon brauche ich nicht mehr zu reden, nicht von der Langweile und Verzweiflung, die sich in unsre Zelle und die Zelle unsres Herzens mit so seltsamer Beharrlichkeit schleichen, dass man gewissermassen sein Haus für sie fegen und schmücken muss, wie für einen unerwünschten Gast, für einen gestrengen Herrn oder Sklaven, dessen Sklave man ist — sei es durch Zufall, sei es eigne Wahl.

Vielleicht finden es meine Freunde jetzt schwer, daran zu glauben, es ist aber trotzdem so: sie, die sich der Freiheit erfreun und ein müssiges Wohlleben geniessen, haben es leichter, die Lehren der Demut zu erlernen als ich, der ich mein Tagewerk damit beginne, auf den Knien den Boden meiner Zelle aufzuwaschen. Denn das Leben im Gefängnis mit seinen zahllosen Entbehrungen und Einschränkungen macht einen zum Rebellen. Das Schrecklichste daran ist nicht, dass einem das Herz bricht — Herzen sind dazu da, um zu brechen —, sondern dass einem das Herz in Stein verwandelt wird. Manchmal hat man das Gefühl, man könne den Tag überhaupt nur mit einer Stirn von Eisen und mit Lippen von Hohn überleben. Und wer sich im Zustand der Empörung befindet, der kann nicht der Gnade teilhaftig werden — um den Ausdruck zu gebrauchen, dessen sich die Kirche mit Vorliebe bedient. Und zwar mit Recht, möchte ich behaupten, denn im Leben wie in der Kunst verschliesst die aufrührerische Stimmung die Kanäle der Seele und sperrt die Luft des Himmels aus. Doch, soll ich diese Lehren irgendwo erlernen, so muss es hier geschehn, und ich muss voller Freude sein, wenn meine Füsse auf der rechten Strasse sind und mein Angesicht „dem Tore zugekehrt, das schön genannt

wird", mag ich auch manchmal in den Schmutz fallen und im Nebel oft irre gehn.

Dieses neue Leben, wie ich es bisweilen aus Liebe zu Dante gern nenne, ist natürlich überhaupt kein neues Leben, sondern einfach vermittelst der Entwicklung die Fortsetzung und Evolution meines früheren Daseins.

Als ich in Oxford war, sagte ich eines Morgens — in dem Jahr, eh' ich promovierte — zu einem meiner Freunde, mit dem ich auf den engen, von Vögeln umschwärmten Wegen in der Umgebung von Magdalen College umherwandelte, es gelüste mich, von der Frucht aller Bäume im Garten der Welt zu essen; mit dieser Leidenschaft im Herzen träte ich in die Welt hinaus. Und so, auf mein Wort, trat ich hinaus, und so lebte ich. Mein einziger Fehler war, dass ich mich so ausschliesslich auf die Bäume beschränkte, die in dem scheinbar von der Sonne vergoldeten Teil des Gartens standen, während ich den andern Teil mit seinem Schatten und seiner Düsterheit mied. Misserfolg, Schande, Armut, Sorge, Verzweiflung, Leid, selbst Tränen, die Worte, die des Schmerzes Lippen stammeln, die Reue, die Dornen auf unsern Pfad streut, das Gewissen, das verdammt, die Selbsterniedrigung, die straft, das Elend, das Asche auf sein Haupt giesst, die Seelenpein, die sich in

Sackleinwand kleidet und Galle in ihr eignes Getränk mischt: — all dem wich ich ängstlich aus. Und da ich beschlossen hatte, nichts davon wissen zu wollen, so wurde ich gezwungen, sie alle der Reihe nach zu kosten, mich von ihnen zu nähren, eine Zeit lang auf jede andre Speise zu verzichten.

Keinen Augenblick bedaure ich, dem Vergnügen gelebt zu haben. Ich tat es bis zum Rande, wie man alles, was man tut, bis zum Rande tun soll. Es gab kein Vergnügen, das ich nicht genossen. Die Perle meiner Seele warf ich in einen Becher Weins. Unter dem Klange der Flöten schritt ich den Blumenpfad hinab. Ich lebte von Honig. Aber es wäre falsch gewesen, dieses Leben fortzusetzen, weil es einseitig gewesen wäre. Es zog mich weiter. Auch die andre Hälfte des Gartens hatte ihre Geheimnisse für mich.

Es versteht sich von selbst, dass all das in meinem dichterischen Schaffen vorgebildet ist und seine Schatten vorauswirft. Spuren davon treten im „Glücklichen Prinzen“ zutage; auch in dem Märchen „Der junge König“, besonders an der Stelle, wo der Bischof zu dem knienden Jüngling spricht: „Ist Er, der das Elend schuf, nicht weiser als du?“ Als ich den Satz damals niederschrieb, schien er mir kaum mehr als eine Phrase. Noch mehr davon

ist hineingeheimnisst in die mahnende Stimme, die sich wie ein Purpurfaden durch den Goldbrokat des „Dorian Gray“ zieht; in vielen Farben schimmert es in dem Aufsatz „Der Kritiker als Künstler“; in allzu leicht lesbaren Lettern steht es in der „Seele des Menschen“. Es ist ein Refrain, der in „Salome“ wiederkehrt, wodurch sie so sehr einem Musikstück gleicht und wie eine Ballade vernietet wird. Es ist zu Fleisch und Blut geworden in dem Prosagedicht von dem Manne, der aus dem Erz des Bildes der „Freude, die einen Augenblick lebt“, das Bild der „Sorge, die ewig währet“, zu schaffen hat. Anders hätte es auch gar nicht sein können. In jedem einzelnen Moment seines Lebens ist man das, was man sein wird, nicht minder als das, was man gewesen ist. Die Kunst ist ein Symbol, denn der Mensch ist ein Symbol.

Kann ich ganz dahin gelangen, so ist es die letzte und höchste Verwirklichung des Künstlerlebens. Denn das Künstlerleben ist einfach Selbstentwicklung. Die Demut beim Künstler liegt darin, dass er alle Erfahrungen bedingungslos hinnimmt, genau so wie die Liebe beim Künstler einfach der Schönheitssinn ist, der der Welt ihren Körper und ihre Seele offenbart. In seinem Roman „Marius der Epikuräer“ sucht Pater das Künstlerleben mit

dem religiösen Leben in der tiefen, holden und herben Bedeutung des Wortes in Einklang zu bringen. Aber Marius ist wenig mehr als ein Zuschauer — ein idealer Zuschauer allerdings, einer, dem es gegeben ist, „das Schauspiel des Lebens mit eignen Empfindungen zu betrachten", was Wordsworth als die wahre Bestimmung des Dichters bezeichnet; doch ein Zuschauer nur, der ein wenig zu sehr mit der Anmut der Bänke im Tempel beschäftigt ist, um zu gewahren, dass sein Blick auf dem Leidenstempel ruht. Ich sehe eine weit innigere und unmittelbarere Verbindung zwischen dem wahren Leben Christi und dem wahren Leben des Künstlers.

Der Gedanke erfüllt mich mit grosser Freude, dass ich, lange bevor sich meiner Tage das Leid bemächtigt und mich an sein Rad gebunden hatte, in der „Seele des Menschen" geschrieben habe: wer ein Christus ähnliches Leben führen wolle, der müsse ganz und gar er selbst sein; als Beispiele führte ich nicht nur den Schäfer auf der Heide und den Gefangnen in seiner Zelle an, sondern auch den Maler, dem die Welt ein Mummenschanz, und den Dichter, dem die Welt ein Lied ist.

Ich sagte einmal zu André Gide, als wir in einem Pariser Café zusammen sassen, die Metaphysik be-

sitze für mich nur geringes wirkliches Interesse und die Moral nicht das mindeste; indessen liesse sich alles, was Plato und Christus gesagt hätten, ohne weiteres auf das Gebiet der Kunst übertragen und fände hier seine vollkommne Erfüllung. In dieser Verallgemeinerung war das ebenso tief wie neu. Die enge Verbindung von Persönlichkeit und Vollkommenheit, die wir in Christus entdecken können, ist es nicht allein, die den wirklichen Unterschied zwischen klassischer und romantischer Kunst bildet und Christus als den wahren Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben erscheinen lässt, sondern die Grundlage seines Wesens war dieselbe, die das Wesen des Künstlers ausmacht: eine starke, lodernde Phantasie. Ihm kam in dem ganzen Bereich menschlicher Beziehungen jene Anteilnahme der Phantasie zum Bewusstsein, die in der Kunst das einzige Geheimnis des Schaffens ist. Er begriff die Krankheit des Aussätzigen, das Dunkel des Blinden, das grimme Elend derer, die dem Vergnügen leben, und die wundersame Armut der Reichen. Mir hat einer in meinem Unglück geschrieben: „Wenn Sie nicht auf Ihrem Piedestal stehn, sind Sie uninteressant". Wie weit war der Briefschreiber von dem entfernt, was Matthew Arnold das „Geheimnis Jesu" nennt! Sie beide hätten ihn belehrt, dass alles, was einen andern trifft, einen selbst

trifft. Wollt ihr eine Inschrift haben, die ihr bei Tag und bei Nacht lesen könnt, im Schmerz und in der Freude, dann schreibt an die Wände eures Hauses, dass es die Sonne vergolde und der Mond versilbere: „Alles, was einen andern trifft, trifft einen selbst".

Fürwahr, Christus gehört unter die Dichter. Seine ganze Auffassung von der Menschheit entsprang geradeswegs der Phantasie und kann nur von ihr begriffen werden. Was Gott dem Pantheisten war, das war ihm der Mensch. Er hat als erster die unterschiedlichen Rassen als eine Einheit erfasst.

Vor ihm hatte es Götter und Menschen gegeben; er fühlte durch eine geheimnisvolle Sympathie, dass beide in ihm Fleisch geworden waren, und deshalb nennt er sich einmal Gottes, einmal des Menschen Sohn, wie es ihm eben beifiel. Mehr als irgend jemand in der Geschichte erweckt er in uns jene Stimmung für das Wunder, an die sich die Romantik allemal wendet. Die Idee hat für mich noch immer fast etwas Unglaubliches an sich, dass ein junger galiläischer Landmann sich vorstellt, er könne auf seinen Schultern die Last der ganzen Welt tragen: alles, was bereits getan und erduldet worden ist, und alles, was dereinst noch getan und erduldet werden sollte: die Sünden Neros, Cesare Borgias, Alexanders VI. und dessen, der Kaiser von Rom und Sonnenpriester

war; die Leiden derer, deren Zahl Legion ist und die zwischen Gräbern hausen, der unterdrückten Völker, der Kinder in Fabriken, der Diebe, der Sträflinge, der Enterbten, derer, die in ihrer Knechtschaft stumm sind und deren Schweigen nur von Gott vernommen wird. Und sich nicht bloss vorstellt, sondern es auch tatsächlich durchsetzt, so dass noch im gegenwärtigen Augenblick alle, die mit seiner Person in Berührung kommen, selbst wenn sie weder vor seinem Altar sich neigen noch vor seinem Priester knien, doch irgendwie die Empfindung haben, dass die Hässlichkeit ihrer Sünden von ihnen genommen und die Schönheit ihrer Leiden ihnen offenbart werde.

Ich hatte gesagt: er zählt zu den Dichtern. Das ist so. Shelley und Sophokles sind seine Brüder. Doch auch sein ganzes Leben ist das wundervollste Gedicht. Wenn man nach „Furcht und Mitleid" sucht, gibt es nichts im Kreise der griechischen Tragödie, was sich damit messen könnte. Die makellose Reinheit des Protagonisten erhebt das ganze Gebäude zu einer Höhe romantischer Kunst, von der die Leiden des thebanischen Hauses und der Pelopiden schon durch ihre Greuel ausgeschlossen sind, und zeigt, wie falsch der Ausspruch des Aristoteles in seiner Abhandlung über das Drama ist, der Anblick eines schuldlos Leidenden sei unausstehlich.

Weder bei Äschylus noch bei Dante, den strengen Meistern der Zartheit, weder bei Shakespeare, dem am reinsten Menschlichen von allen grossen Künstlern, noch in sämtlichen keltischen Mythen und Legenden, darinnen die Lieblichkeit der Welt durch einen Tränennebel blinkt und das Leben eines Menschen nicht mehr gilt als das Leben einer Blume, gibt es irgend etwas, das an Einfachheit des Leidens, die sich der Erhabenheit der tragischen Wirkung paart und in ihr aufgeht, dem letzten Akt von Christi Leidensgeschichte gleich oder auch nur nahe käme. Das schlichte Mahl mit seinen Jüngern, von denen ihn einer schon des Gewinstes willen verkauft hat; die Seelenangst in dem ruhigen, mondbeglänzten Garten — der falsche Freund tritt dicht an ihn heran, um ihn mit einem Kusse zu verraten; der Freund, der noch an ihn glaubte und auf dem er wie auf einem Felsen eine Zufluchtsstätte für die Menschheit zu gründen gehofft hatte, verleugnet ihn, als der Hahn dem dämmernden Tag entgegenkräht — seine völlige Vereinsamung, seine Unterwürfigkeit und wie er sich allem fügt; daneben wiederum solche Szenen, da der Hohepriester der Orthodoxie im Zorn sein Gewand zerreisst und der Beamte des bürgerlichen Gerichtshofs Wasser holen lässt in der eitlen Hoffnung, sich selbst von dem Fleck unschuldigen Blutes zu reinigen,

der ihn zur Scharlachfigur der Geschichte macht; der Krönungsakt mit dem Dornenkranz — eine der wunderbarsten Begebenheiten in den Büchern aller Zeiten — die Kreuzigung des Unschuldigen vor Augen seiner Mutter und des Jüngers, den er lieb hatte — die Soldaten spielen und würfeln um seine Kleider — der schreckliche Tod, durch den er der Welt ihr ewigstes Symbol gab, und schliesslich sein Begräbnis in der Gruft des reichen Mannes — sein Leichnam wird mit kostbaren Spezerein und Wohlgerüchen gesalbt und in ägyptische Leinwand gewickelt, als wär' er eines Königs Sohn —: wenn man all das einzig und allein von der Warte der Kunst überschaut, muss man dafür dankbar sein, dass der feierlichste Gottesdienst der Kirche die Darstellung der Tragödie ohne das Blutvergiessen ist: die mystische Vorführung der Leidensgeschichte des Herrn mit Hilfe von Dialog, Kostümen und Gesten, und der Gedanke ist für mich stets eine Quelle ehrfürchtiger Erhebung, dass sich der letzte Überrest des griechischen Chors, der der Kunst sonst verloren gegangen ist, in dem Ministranten findet, der dem Messe lesenden Priester antwortet.

Doch in seiner Gesamtheit ist das Leben Christi — so völlig können Leid und Schönheit in ihrer tieferen Bedeutung und ihrem greifbaren Ausdruck verschmelzen — tatsächlich ein Idyll, mag es auch damit

enden, dass der Vorhang im Tempel zerreisst, Finsternis das Antlitz der Erde bedeckt und ein Stein vor des Grabes Tür gewälzt wird. Man stellt sich ihn immer als einen jungen Bräutigam im Kreise seiner Jünger vor, wie er sich ja auch an einer Stelle beschreibt — als einen Hirten, der mit seinen Schafen durch ein Tal streift auf der Suche nach grünen Auen oder einem kühlenden Strom, als einen Sänger, der die Mauern der Stadt Gottes durch Musik aufbaun möchte, als einen Liebenden, für dessen Liebe die ganze Welt nicht gross genug war. Seine Wunder dünken mich köstlich wie das Nahen des Lenzes und ebenso natürlich. Ich sehe durchaus keine Schwierigkeit darin, an einen solchen Zauber seiner Persönlichkeit zu glauben, dass seine blosse Gegenwart den gequälten Seelen Frieden brachte und dass die, welche sein Gewand oder seine Hände berührten, ihres Schmerzes vergassen, oder dass, wenn er auf der Heerstrasse des Lebens vorüberschritt, Leute, denen bisher des Lebens Geheimnis verborgen geblieben war, es jetzt deutlich sahen, und dass andre, die jedem Laut ihr Ohr verschlossen hatten ausser dem der Freude, zum erstenmal die Stimme der Liebe vernahmen und sie „wohltönend wie Apollos Leier" fanden; oder dass üble Leidenschaften bei seiner Ankunft flohen und Menschen, deren stumpfes, phantasie-

loses Leben nur eine Form des Todes gewesen war, gleichsam aus dem Grab auferstanden, da er sie rief; oder dass die Menge, als er am Hang des Hügels predigte, ihres Hungers und Durstes und der Sorgen dieser Welt vergass und dass seinen Freunden, die ihm lauschten, als er beim Mahle sass, die grobe Nahrung wohlschmeckte, das Wasser wie trefflicher Wein mundete und das ganze Haus von dem süssen Duft der Narden erfüllt war.

Renan sagt irgendwo in seinem „Leben Jesu" — dem anmutigen fünften Evangelium, dem Evangelium, das man nach dem heiligen Thomas nennen möchte —: Christi grosses Werk sei es gewesen, dass er sich die Liebe, die er bei Lebzeiten besessen, nach seinem Tode zu erhalten gewusst habe. Sicherlich, wenn sein Platz unter den Dichtern ist, so führt er den Reigen der Liebenden. Er erkannte, dass die Liebe an erster Stelle das Geheimnis der Welt sei, nach dem die Weisen ausgeschaut hatten, und dass man sich nur durch Liebe dem Herzen des Aussätzigen und den Füssen Gottes nähern könne. Vor allem aber: Christus ist der höchste Individualist. Die Demut ist, wie die Künstler alle Erfahrungen hinnehmen, bloss eine Offenbarungsform. Nach der Seele des Menschen fahndet Christus immer. Er nennt sie „Gottes Königreich" — ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ —

und findet sie bei jedem. Er vergleicht sie mit Kleinigkeiten: einem winzigen Saatkorn, einer Handvoll Laub, einer Perle. Aus dem Grunde: weil man seine Seele nur dadurch ausbildet, dass man alle fremden Leidenschaften, alle erworbne Kultur und allen äusserlichen Besitz — ob gut oder schlecht — abstreift.

Mit der Hartnäckigkeit meines Willens und mehr noch mit dem Widerspruchsgeist meines Wesens bäumte ich mich gegen alles auf, bis ich nichts, gar nichts mehr auf der Welt hatte, als Cyril. Ich hatte meinen Namen, meine Stellung, mein Glück, meine Freiheit, mein Vermögen eingebüsst. Ich war ein Sträfling und bettelarm. Aber noch war mir ein holder Besitz geblieben: meine Söhne. Da wurden sie mir plötzlich vom Gesetz genommen. Der Schlag war so betäubend, dass ich nicht aus noch ein wusste; ich warf mich auf die Knie, neigte das Haupt, weinte und sprach: „Der Leib eines Kindes ist wie der Leib des Herrn; ich verdiene sie beide nicht". Dieser Augenblick hat mich scheint's gerettet. Damals erkannte ich, dass es nichts andres für mich gäbe, als alles auf mich zu nehmen. Seitdem — es wird unzweifelhaft merkwürdig klingen — seitdem bin ich glücklicher gewesen.

Ich hatte nämlich die letzte Phase meiner Seele erreicht. In vieler Hinsicht war ich ihre treibende

Kraft gewesen, aber ich fand, dass sie wie ein Freund auf mich wartete. Wenn man mit der Seele in Berührung kommt, lässt sie einen einfältig werden wie ein Kind, was man ja nach Christi Worten sein soll. Es ist tragisch, wie wenigen Menschen es vor ihrem Tode gelingt, „ihrer Seele habhaft zu werden". Emerson sagt: „Nichts ist bei einem Menschen so selten wie eine eigne Willenshandlung". Das trifft ganz zu. Die meisten Leute sind andre Leute. Ihre Gedanken sind die Meinungen andrer, ihr Leben ist Mimikry, ihre Leidenschaften sind ein Zitat. Christus war nicht nur der grösste Individualist, sondern auch der erste in der Geschichte. Man hat versucht, aus ihm einen gewöhnlichen Philanthropen zu machen, vom Schlage der schauderhaften Philanthropen des neunzehnten Jahrhunderts, oder hat ihn als Altruisten unter die Ungebildeten und Gefühlsschwärmer eingereiht. In Wirklichkeit war er weder das eine noch das andre. Gewiss, er hat Mitleid mit den Armen, den Eingekerkerten, den Niedrigen und Elenden, aber er hat viel mehr Mitleid mit den Reichen, den eingefleischten Hedonisten, mit denen, die ihre Freiheit verschwenden, indem sie Sklaven werden, mit denen, die in weichen Gewändern einhergehn und in königlichen Schlössern wohnen. Reichtum und Wohlleben schienen ihm grössere

Tragödien als Armut und Gram. Und was seinen Altruismus anlangt — wer wusste besser als er, dass es Bestimmung und nicht freier Wille ist, was unsre Entschlüsse entscheidet, und dass man nicht Trauben von Dornenhecken, Feigen von Disteln pflücken kann? Für andre leben als ausgesprochner, klar erkannter Beruf: das war nicht seine Lehre. Nicht die Grundlage des Glaubens. Wenn er sagt: „Vergebet euren Feinden“, so sagt er es nicht dem Feind zuliebe, sondern um unser selbst willen, und weil die Liebe schöner ist als der Hass. Wenn er den reichen Jüngling auffordert: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen“, so denkt er dabei nicht an die Lage der Armen, sondern an die Seele des Jünglings, die liebliche Seele, die unter dem Reichtum Not leidet. In seiner Lebensauffassung ist er eins mit dem Künstler, der wohl weiss, dass infolge des unvermeidlichen Gesetzes der Selbstvollendung der Dichter singen, der Bildhauer in Bronze denken, der Maler die Welt zum Spiegel seiner Stimmungen machen muss mit so unabänderlicher Gewissheit, wie der Hagedorn im Frühling blühen muss, das Getreide im Herbst zur goldnen Frucht reifen und der Mond auf seiner vorgezeichneten Bahn von der Scheibe zur Sichel, von der Sichel zur Scheibe werden.

Hat Christus also nicht zu den Menschen gesprochen: „Lebet für andere“, so hat er doch dargetan, dass gar kein Unterschied zwischen dem Leben der andern und unserm eignen Leben besteht. Hierdurch gab er dem Menschen eine ausgedehnte, titanische Persönlichkeit. Seitdem er erschienen, ist die Geschichte jedes einzelnen Individuums die Weltgeschichte oder kann doch dazu werden. Allerdings, die Kultur hat die Persönlichkeit des Menschen gesteigert. Die Kunst hat unsern Myriadengeist erweckt. Wer das Künstlernaturell besitzt, der geht mit Dante ins Exil und lernt, wie salzig das Brot der andern ist und wie steil ihre Stufen sind; der erlangt einen Augenblick die Heiterkeit und Ruhe Goethes und weiss dennoch nur zu gut, dass Baudelaire zu Gott aufschrie: „O Seigneur, donnez-moi la force et le courage de contempler mon corps et mon coeur sans dégoût“; der holt aus Shakespeares Sonetten — sich selbst vielleicht zum Schaden — das Geheimnis seiner Liebe heraus und macht es sich zu eigen; der sieht das moderne Leben mit andern Augen, weil er einem von Chopins Nocturnen gelauscht oder sich mit griechischen Künsten abgegeben oder die Geschichte der Leidenschaft eines toten Mannes gelesen hat zu einer toten Frau, deren Haar feinen Goldfäden, deren Mund einem Granatapfel glich.

Aber dieses Mitfühlen des künstlerischen Temperaments richtet sich notwendigerweise auf das, was zum Ausdruck gebracht worden ist. In Worten oder Farben, in Tönen oder in Marmor, hinter den gemalten Masken eines Äschyleischen Dramas oder durch die durchbohrten und an einander gefügten Schilfrohre eines sizilischen Hirten muss der Mann und sein Liebesbund offenbart worden sein. Darstellung ist dem Künstler die einzige Form, unter der er das Leben überhaupt begreifen kann. Für ihn ist tot, was stumm ist. Anders bei Christus. Mit einer wunderbar umfangreichen Phantasie, die einen geradezu mit heiliger Scheu erfüllt, erkor er die ganze Welt des Unausgesprochnen, die Welt des Schmerzes, die keine Stimme hat, zu seinem Königreich und machte sich selbst zu ihrem ewigen Sprachrohr. Wie ich schon erwähnt habe: die da stumm sind in ihrem Elend und „deren Schweigen nur von Gott vernommen wird", die wählte er sich zu Brüdern. Er suchte, das Auge des Blinden, das Ohr des Tauben und ein Notschrei auf den Lippen derer zu werden, denen die Zunge gebunden war. Sein Wunsch war es, den Myriaden, die keine Sprache gefunden hatten, eine Drommete zu sein, durch die sie zum Himmel rufen könnten. Und da er vermöge der künstlerischen Natur eines, dem

Leiden und Kummer Formen waren, durch die er seinen Schönheitsbegriff verwirklichen konnte, inne ward, dass eine Idee wertlos ist, bis sie Fleisch wird und zum Bilde, so machte er aus sich das Bild des Leidenden, und als solcher hat er die Kunst angeregt und beherrscht, wie es niemals einem griechischen Gotte vergönnt war. Denn die griechischen Götter waren trotz dem Weiss und Rot ihrer schönen, geschmeidigen Gliedmassen in Wirklichkeit nicht das, was sie zu sein schienen. Die geschwungne Stirn Apolls glich der Sonnenscheibe, die in der Dämmerung über einem Hügel steht, und seine Füsse den Fittichen des Morgens; aber er selbst war grausam gegen Marsyas und beraubte Niobe ihrer Kinder. In den Stahlschilden der Augen Athenes blitzte kein Erbarmen mit Arachne. Die prunkvolle Hoheit und die Pfauen Heras waren alles, was wirklich vornehm an ihr war. Und der Vater der Götter selbst hatte die Menschentöchter gar zu gern.

Die beiden tief bedeutungsvollen Gestalten der griechischen Mythologie waren in der Religion Demeter, eine irdische Gottheit, keine der Olympischen, und in der Kunst Dionys, der Sohn einer Sterblichen, für die der Augenblick seiner Geburt zugleich der Augenblick ihres Todes ward. Aber das Leben selbst brachte aus seiner lieblichsten, schlichtesten

Sphäre eine viel herrlichere Wundergestalt hervor, als es die Mutter Proserpinas oder der Sohn der Semele war. Aus der Zimmermannswerkstatt in Nazareth erstand eine unendlich grössere Persönlichkeit, als sie je Mythen und Sagen ersonnen, eine Persönlichkeit, die seltsamerweise dazu bestimmt war, der Welt die geheimnisvolle Bedeutung des Weins und die wahrhafte Schönheit der Lilien des Feldes zu enthüllen, wie es keiner je auf dem Kithäron oder in Enna getan hatte. Die Worte Jesaias: „Er war der allerverachtetste und unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, dass man das Angesicht vor ihm verbarg", hatten ihm wie eine Vorankündigung seiner selbst geklungen, und die Prophezeihung ward an ihm erfüllt.

Wir dürfen uns einer solchen Phrase nicht scheun. Jedes Kunstwerk ist die Umwandlung einer Idee in ein Bild. Jedes menschliche Wesen sollte die Verwirklichung eines Ideals sein, entweder in den Augen Gottes oder der Menschen. Christus fand den Typus vor und bildete ihn aus, und der Traum eines Virgilischen Dichters in Jerusalem oder Babylon erfüllte sich im Verlauf der Jahrhunderte durch ihn, auf dessen Ankunft die Welt harrte. „Seine Gestalt war hässlicher denn anderer Leute und sein Ansehen denn der Menschen Kinder": das hatte Jesaia

unter den Erkennungsmerkmalen des neuen Ideals aufgezeichnet.

Sobald die Kunst verstand, was damit gemeint war, brach sie auf wie ein Blumenkelch in Gegenwart dessen, an dem die Wahrheit in der Kunst zutage trat wie nie zuvor. Denn ist das nicht Wahrheit in der Kunst, wie ich schon sagte, wenn die Seele Fleisch wird, der Leib eins mit dem Geist und die Form sich offenbart?

Zum Bedauerlichsten in der Geschichte gehört es für mich, dass die christliche Renaissance, die den Dom in Chartres, den Legendenzyklus von König Arthur, das Leben des heiligen Franz von Assisi, die Kunst Giottos und Dantes Göttliche Komödie hervorgebracht hatte, in ihrer eignen Bahn sich nicht weiter entwickeln durfte, sondern gehemmt und beeinträchtigt wurde von der traurigen klassischen Renaissance, die uns Petrarca schenkte und Raphaels Fresken und Palladios Architektonik und die formenstarre französische Tragödie und die St. Pauls-Kirche und Popes Dichtung und alles, was von aussen stammt und toten Regeln entspringt, statt von innen zu kommen aus einem belebenden Geiste heraus. Allein überall, wo es eine romantische Bewegung in der Kunst gibt, ist irgendwie unter irgend einer Gestalt Christus oder Christi Seele. Er ist in „Romeo

und Julia", im „Wintermärchen", in der provençalischen Poesie, in Coleridges „Altem Matrosen", in der „Belle Dame sans merci" und in Chattertons „Ballade von der Barmherzigkeit". Wir verdanken ihm die unterschiedlichsten Dinge und Menschen. „Les Misérables" von Hugo, Baudelaires „Fleurs du Mal", die Mitleidsnote in russischen Romanen, das bunte Glas und die Tapeten und die Quattrocento-Arbeiten von Burne-Jones und Morris, Verlaine und seine Gedichte gehören zu ihm ebenso wie der Glockenturm Giottos, Lancelot und Guinevere, Tannhäuser, die qualvollen romantischen Marmorwerke Michelangelos und der Spitzbogenstil. Auch die Liebe zu Kindern und Blumen. Für beide war in der klassischen Kunst nur wenig Raum übrig, kaum so viel, dass sie darin wachsen und spielen konnten. Doch vom zwölften Jahrhundert an bis herab zu unsern Tagen sind sie immerwährend unter verschiedenen Formen und zu verschiedenen Zeiten erschienen — launenhaft und eigenwillig, wozu Kinder und Blumen neigen. Der Lenz machte einem stets den Eindruck, als ob sich die Blumen versteckt hätten und nur ans Licht der Sonne träten, aus Furcht, die Erwachsenen möchten es müde werden, nach ihnen auszuschaun, und nicht weiter suchen. Und das Leben eines Kindes war nicht mehr als

ein Apriltag, an dem es für die Narzissen bald regnet, bald die Sonne scheint.

Das Phantasiereiche in Christi eignem Wesen macht ihn zum Puls und Mittelpunkt der Romantik. Die seltsamen Tropen im poetischen Drama und in der Ballade werden von der Phantasie andrer erdacht, aber Jesus von Nazareth erschuf sich völlig aus seiner eignen Phantasie. Der Angstschrei Jesaias hatte wirklich mit seinem Erscheinen nicht mehr zu tun, als das Lied der Nachtigall damit, dass der Mond aufgeht — nicht mehr, doch vielleicht auch nicht weniger. Er war sowohl die Verneinung wie die Bestätigung des Prophetenwortes. Auf jede Erwartung, die er erfüllte, kam eine andre, die er vernichtete. „In aller Schönheit", sagt Bacon, „liegt eine wundersame Symmetrie", und von denen, die vom Geiste geboren sind, will sagen: die wie er dynamische Kräfte sind, sagt Christus, dass sie dem Winde gleichen, der „bläset, wo er will, aber du weisst nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt". Darum bezaubert er die Künstler so. Ihm eignen alle farbigen Lebenselemente: Rätsel, Neuheit, Pathos, Inspiration, Verzückung, Liebe. Er wendet sich an den Wunderglauben und erzeugt jene Stimmung, aus der heraus er einzig verstanden werden kann. Mit Freuden denke ich daran, dass,

wenn er allumfassende Phantasie ist, die Welt aus demselben Stoffe ist.

Im „Dorian Gray“ habe ich gesagt, die grossen Sünden der Welt vollzögen sich im Hirn. Im Hirn vollzieht sich aber alles. Wir wissen nicht, dass wir mit dem Auge nicht sehn und mit dem Ohre nicht hören. Auge und Ohr sind in Wirklichkeit Leitungskanäle der Sinneseindrücke — zweckdienliche oder auch nicht. Im Hirn ist der Mohn rot, duftet der Apfel, singt die Feldlerche.

Seit einiger Zeit studiere ich mit heissem Bemühn die vier Prosagedichte, die von Christus handeln. Zu Weihnachten gelang es mir, ein griechisches Testament aufzutreiben. Jeden Morgen, wenn ich meine Zelle gereinigt und mein Zinngeschirr geputzt hatte, las ich ein wenig in den Evangelien, etwa ein Dutzend Verse, die ich aufs Geratewohl herausgriff. Es ist eine entzückende Art, damit den Tag zu beginnen. Jeder sollte es tun, selbst wenn er ein stürmisches, schlecht geregeltes Leben führt. Man hat die Evangelien — zur rechten Zeit und am falschen Ort — so zu Tode gehetzt, dass ihre Naivetät und Frische, ihr schlichter, romantischer Reiz darunter gelitten haben. Wir hören sie viel zu oft und viel zu schlecht lesen, und alle Wiederholungen sind geisttötend. Kehrt man aber zum Griechischen zurück,

so ist es einem, als träte man aus enger, dunkler Stube in einen Liliengarten. Mir gewährt der Gedanke doppeltes Vergnügen, dass wir höchst wahrscheinlich die tatsächlichen Ausdrücke, ipsissima verba Christi hier vor uns haben.

Früher herrschte allgemein die Ansicht, Christus habe aramäisch gesprochen. Sogar Renan dachte das noch. Jetzt aber wissen wir, dass die Bauern in Galiläa zwei Sprachen redeten, wie heutzutage die irischen Bauern, und dass Griechisch in ganz Palästina, ja im ganzen Orient die übliche Verkehrssprache war. Ich konnte mich nie mit dem Gedanken befreunden, dass wir die eignen Worte Christi nur durch die Übersetzung einer Übersetzung kennen sollten. Mit Entzücken denke ich jetzt daran, dass, so weit eine Unterhaltung in Frage kommt, Charmides ihm gelauscht, Sokrates mit ihm philosophiert, Plato ihn verstanden haben könnte, und dass er wirklich sagte: „'Εγώ ειμι ὁ ποιμὴν ὁ καλός“; dass, als er der Lilien auf dem Felde gedachte, die nicht arbeiten und nicht spinnen, seine Worte genau lauteten: „Καταμάθετε τὰ κρίνα τοῦ ἀγροῦ πῶς αὐξάνει · οὐ κοπιᾷ, οὐδὲ νήθει“; und dass sein letzter Angstschrei, wie uns Johannes mitteilt, wortgetreu hiess: „Τετέλεσται“ — nichts weiter.

Beim Lesen der Evangelien — zumal dessen, das Johannes selbst verfasst hat oder sonst irgend

ein Gnostiker der Frühzeit, der seinen Namen und Mantel annahm — erblicke ich darin, wie sich die Phantasie beständig geltend macht, die Grundlage alles geistigen und materiellen Lebens. Ich sehe ferner, dass für Christus die Phantasie einfach eine Form der Liebe und die Liebe im vollsten Sinne des Wortes Herr war.

Ungefähr vor sechs Wochen erlaubte mir der Arzt Weissbrot zum Essen statt des groben schwarzen oder braunen Brotes, der üblichen Gefängniskost. Für jedermann ist es ein Leckerbissen. Mir bedeutet es so viel, dass ich nach jeder Mahlzeit noch behutsam alle Krumen auflese, die auf meinem Zinnteller übrig geblieben oder auf das rauhe Handtuch gefallen sind, das man über seinen Tisch deckt, um ihn nicht zu beschmutzen. Ich tue das nicht aus Hunger — jetzt bekomme ich völlig ausreichend zu essen —, sondern einfach, damit nichts von dem, was man mir gibt, verschwendet werde. So sollte man es mit der Liebe halten. Christus besass, wie alle bestrickenden Persönlichkeiten, die Gabe, nicht nur selbst Schönes zu sagen, sodern auch sich von andern Schönes sagen zu lassen. Ich liebe die Geschichte, die uns Markus von dem griechischen Weib erzählt, das, als Jesus, um ihren Glauben zu prüfen, zu ihr sprach, er könne ihr nicht das Brot der

Kinder Israel geben, ihm antwortete: „Die Hündlein — κυνάρια — unter dem Tische essen von den Brosamen der Kinder".

Die meisten Menschen leben für Liebe und Bewunderung. Wir sollten durch Liebe und Bewunderung leben. Erweist man uns Liebe, so sollten wir erkennen, dass wir ihrer ganz unwert sind. Niemand verdient geliebt zu werden. Die Tatsache, dass Gott die Menschen liebt, beweist, dass in der göttlichen Anordnung der ideellen Güter geschrieben steht, ewige Liebe solle dem ewig Unwürdigen geschenkt werden. Oder, wenn der Satz zu bitter klingt, sagen wir so: jeder verdient Liebe, nur der nicht, der glaubt, dass er sie verdiene. Das Sakrament der Liebe sollte man kniend empfangen, und das „Domine, non sum dignus" sollte denen, die es erhalten, auf den Lippen schweben und im Herzen stehn.

Wenn ich je wieder etwas schreibe, ich meine: ein Kunstwerk schaffe, möchte ich mich just über und durch zwei Themen auslassen. Das eine heisst „Christus als Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben"; das andre „Künstlerleben und Lebenskunst". Das erste ist natürlich ausserordentlich verlockend; denn ich erblicke in Christus nicht nur die wesentlichen Merkmale des höchsten romantischen

Typus, sondern auch die Zufälligkeiten und sogar die Sprunghaftigkeit des romantischen Temperaments. Er hat als erster die Menschen aufgefordert, ein blumengleiches Leben zu führen. Er hat den Ausdruck geprägt. Ihm galten die Kinder als Muster dessen, was man streben sollte zu werden. Er hielt sie ihren Eltern als Vorbild entgegen; das ist meiner Ansicht nach auch der Hauptzweck der Kinder, wofern das Vollkommne einen Zweck haben sollte. Dante beschreibt die Seele eines Menschen, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, „weinend und lachend wie ein kleines Kind", und auch Christus erkannte, dass die Seele eines jeden sein sollte eine „guisa di fanciulla che piangendo e ridendo pargoleggia". Er fühlte, dass das Leben wechselvoll, flüssig, handlungsreich und dass es der Tod sei, wenn man es in irgend eine feste Form zwängen lasse. Er sah ein, dass die Menschen die materiellen Interessen des Tages nicht zu ernst nehmen sollten; dass es etwas Grosses sei, unpraktisch zu sein, dass man sich über Handel und Wandel nicht zu viel Gedanken machen solle. Die Vögel kümmerten sich ja auch nicht darum, warum sollten es die Menschen? Es ist köstlich, wenn er sagt: „Sorget nicht für den anderen Morgen! Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die

Kleidung?" Letzteres hätte ein Grieche sagen können, so sehr spricht sich darin griechisches Denken und Fühlen aus. Aber Christus allein konnte beides sagen und damit für uns die Summe des Lebens zusammenfassen.

Seine Moral ist ganz auf Mitleiden gegründet, eben was Moral sein sollte. Hätte er nichts weiter gesagt als: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet", es hätte sich verlohnt, für ein solches Wort zu sterben.

Seine Gerechtigkeit ist durchaus poetische Gerechtigkeit, genau das, was Gerechtigkeit sein sollte. Der Bettler kommt in den Himmel, weil er unglücklich gewesen ist. Ich kann mir keinen besseren Grund dafür denken. Die Leute, die eine Stunde am kühlen Abend im Weinberg arbeiten, erhalten ebenso viel Belohnung wie die, welche sich den ganzen Tag über in der heissen Sonne abgemüht haben. Warum auch nicht? Verdient hat wahrscheinlich keiner etwas. Oder aber es waren vielleicht Menschen von andrer Art.

Christus konnte die stumpfen, lebentötenden, mechanischen Systeme nicht ausstehn, die die Menschen wie Dinge und folglich alle gleich behandeln. Gesetze gab es für ihn nicht, nur Ausnahmen, als ob jeder und jedes auf der Welt seinesgleichen nicht

noch einmal hätte. Das, was der Grundton in der romantischen Kunst ist, war für ihn die eigentliche Basis des natürlichen Lebens. Eine andre sah er nicht. Und als man ein Weib zu ihm brachte, das auf frischer Tat im Ehebruch ergriffen war, und ihm ihr Urteil, wie es im Gesetz geboten war, vorwies und ihn fragte, was geschehn solle, da schrieb er mit dem Finger auf die Erde, wie wenn er sie nicht höre, und als sie von neuem in ihn drangen, da blickte er schliesslich auf und sprach: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie". Es verlohnte sich, für ein solches Wort zu leben.

Wie alle Dichternaturen, liebte er die Unwissenden. Er wusste, dass in der Seele eines Unwissenden stets Raum für eine grosse Idee ist. Aber die Dummen waren ihm unerträglich, besonders die, welche die Erziehung verdummt hat: Leute, die den Kopf voll Gedanken haben, davon sie keinen einzigen wirklich verstehn — ein Typus, wie er in der modernen Zeit vornehmlich ausgebildet ist und den Christus erläutert, als er einen beschreibt, der den Schlüssel zum Wissen hat, ihn aber nicht gebrauchen kann und andern den Gebrauch deshalb nicht gestatten will, wenn der Schlüssel auch den Zweck hat, das Tor zu Gottes Reich zu öffnen.

Sein Hauptkrieg war jedoch gegen die Philister gerichtet. Diesen Krieg hat jedes Kind des Lichts zu führen. Das Philistertum war das Kennzeichen des Zeitalters und des Staates, darin er lebte. In ihrer schwerfälligen Unzugänglichkeit, ihrer albernen Ehrbarkeit, ihrer langweiligen Orthodoxie, ihrer Anbetung der Tagesgötzen, ihrer völligen Befangenheit in grob materialistischen Lebensfragen, ihrem lächerlichen Selbstdünkel und ihrer Wichtigtuerei waren die Juden in Jerusalem zur Zeit Christi genau das Seitenstück zum britischen Philister unsrer Tage. Christus verspottete die „übertünchten Gräber" der Ehrbarkeit und hat diesen Ausdruck für alle Zeiten geprägt. Er behandelte den weltlichen Erfolg als etwas durchaus Verächtliches. Er sah gar nichts darin. Er betrachtete den Reichtum als eine Beschwer für den Menschen. Er wollte von einem Leben nichts wissen, das irgend einem philosophischen oder ethischen System geopfert wird. Er setzte auseinander, dass Formen und Bräuche für den Menschen da seien, aber nicht der Mensch für Formen und Bräuche. Er hielt die Grundsätze der Sabbatarier für etwas Nichtiges. Die kalte Philanthropie, das Schaugepränge der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten, der lästige Formalismus, der dem Mittelstand so ans Herz gewachsen ist, wurden von ihm mit äusserstem,

unerbittlichem Hohn gegeisselt. Was so Orthodoxie heisst, ist uns bloss ein bequemes, geistloses Ja- und Amen-Sagen; ihnen aber war es und in ihrer Hand ward es eine furchtbare, lähmende Tyrannei. Christus räumte damit auf. Er bewies, dass es einzig und allein auf den Geist ankäme. Es bereitete ihm hohe Lust, ihnen klar zu machen, dass sie zwar beständig das Gesetz und die Propheten läsen, in Wirklichkeit aber nicht die geringste Ahnung hätten, was beide zu bedeuten haben. Im Gegensatz zu ihnen, die jeden einzelnen Tag mit seiner starren Schablone vorgeschriebner Pflichten verzehnteten, ebenso wie sie Minze und Till verzehnteten, predigte er, wie es über alle Massen wichtig sei, durchaus dem Augenblick zu leben. Die er von ihren Sünden erlöste, die wurden erlöst um des Schönen willen, das ihnen noch im Leben aufgespart blieb. Als Maria Magdalena Christus erblickt, zerbricht sie die kostbare Alabastervase, die ihr einer ihrer sieben Liebhaber geschenkt hat, und giesst die wohlriechenden Salben über seine ermüdeten, staubigen Füsse aus; dieses einen Moments wegen sitzt sie für alle Zeiten mit Ruth und Beatrice unter den Gewinden aus schneeweissen Rosen im Paradiese.

Alles, was Christus in leise mahnendem Tone zu uns spricht, ist, dass jeder Augenblick schön, dass die

Seele stets zur Ankunft des Bräutigams gerüstet sein und immer auf die Stimme des Liebenden warten sollte.

Das Philistertum ist einfach der Teil des menschlichen Wesens, der nicht von der Phantasie erhellt wird. Christus betrachtet alle lieblichen Einflüsse des Lebens als Lichtgattungen: die Phantasie selbst ist das Weltenlicht, τὸ φῶς τοῦ κόσμου; die Welt ist von ihm erschaffen, und sie kann es doch nicht fassen. Darum ist die Phantasie nur eine Offenbarung der Liebe, und die Liebe und die Fähigkeit zu lieben unterscheiden ein Geschöpf vom andern.

Aber am romantischsten im Sinne von am wirklichsten ist er, wenn er es mit dem Sünder zu tun hat. Von jeher hat die Welt den Heiligen geliebt als die nächstmögliche Stufe zur Vollendung Gottes. Christus scheint vermöge eines göttlichen Instinkts den Sünder immerdar geliebt zu haben als die nächstmögliche Stufe zur Vollendung des Menschen. Sein vornehmlichster Zweck war nicht, die Leute zu bessern, so wenig wie es sein vornehmlichster Zweck war, Leiden zu lindern. Ihm kam es nicht darauf an, einen interessanten Dieb in einen langweiligen anständigen Menschen zu verwandeln. Er hätte von einer Gesellschaft zur Unterstützung haftentlassener Sträflinge und ähnlichen modernen Bestrebungen nicht viel gehalten. Die Bekehrung eines Zöllners

zu einem Pharisäer wäre ihm gewiss nicht als Heldentat erschienen. Doch er erachtete in einer von der Welt noch nicht begriffenen Weise die Sünde und das Leiden als etwas an sich Schönes und Heiliges, als Grade der Vollendung.

Das klingt sehr gefährlich. Ist es auch. Alle grossen Ideen sind gefährlich. Ein Zweifel daran, dass dies Christi Glaube war, ist nicht zulässig. Der Sünder muss natürlich bereun. Aber warum? Einfach aus dem Grunde, weil er sonst nicht imstande wäre, das, was er getan hat, zu erfassen. Der Moment der Reue ist der Moment der Weihe. Ja, noch mehr: ist das Mittel, durch das man seine Vergangenheit ändert. Die Griechen hielten das für unmöglich. In ihren Gnomen und Aphorismen heisst es oft: „Nicht einmal die Götter können die Vergangenheit ändern“. Christus bewies, dass der gemeinste Sünder dazu in der Lage sei; dass es das einzige sei, was er tun könne. Hätte man Christus gefragt, er würde gesagt haben: ich bin dessen ganz sicher, dass der verlorene Sohn, nachdem er sein Gut mit Dirnen verprasst und dann die Schweine gehütet und Hunger gelitten und nach den Trebern begehrt hatte, die sie assen, in dem Augenblick, da er auf die Knie fiel und weinte, all das zu schönen, heiligen Momenten seines Lebens machte.

Den meisten Menschen wird es schwer, den Gedanken zu begreifen. Vielleicht muss man im Gefängnis gewesen sein, um ihn zu verstehn. Dann verlohnte es sich der Mühe, im Gefängnis zu sitzen.

Christi Gestalt hat etwas so Einziges. Gewiss, gerade so wie der Dämmerung trügerische Lichtschimmer voraufgehn, wie die Sonne plötzlich an Wintertagen so hell scheint, dass sich der vorsichtige Krokus verlocken lässt, sein Gold vor der Zeit zu verschwenden, und ein törichter Vogel seinem Weibchen zuruft, das Nest auf den kahlen Zweigen zu baun: so gab es Christen vor Christus. Dafür sollten wir dankbar sein. Leider hat es nur seitdem keine mehr gegeben. Mit einer Ausnahme: Franz von Assisi. Aber ihm hatte Gott bei seiner Geburt die Seele eines Dichters verliehen, so wie er selbst, da er noch ganz jung war, in mystischer Ehe die Armut zu seiner Braut erkoren hatte; und mit der Seele eines Dichters und dem Leib eines Bettlers fand er ohne Schwierigkeit den Weg zur Vollendung. Er verstand Christus und ward ihm dadurch ähnlich. Wir wollen nicht vom Liber Conformitatum belehrt sein, dass das Leben des heiligen Franz die wahre Imitatio Christi war — ein Gedicht, im Vergleich mit dem das Buch jenes Namens bare Prosa ist. In der Tat, das ist in letztem Betracht der Reiz, der von Christus

ausgeht: er gleicht völlig einem Kunstwerk. Er lehrt uns wirklich gar nichts, sondern wir werden etwas, dadurch dass wir seiner Gesellschaft teilhaftig werden. Und jeder ist dazu prädestiniert, mit ihm zu verkehren. Einmal mindestens im Leben wandelt jeder von uns mit Christus nach Emmaus. — — —

Was das andre Thema betrifft, „Künstlerleben und Lebenskunst", so wird man es zweifellos merkwürdig finden, dass ich es mir wähle. Die Menschen deuten auf das Zuchthaus in Reading und sagen: „Dahin führt einen Menschen das Künstlerleben". Es könnte einen zu noch schlimmeren Stätten führen. Die Banausen, denen das Leben eine arglistige Spekulation ist, die von einer sorgfältigen Berechnung der dazu nötigen Mittel und Wege abhängt, wissen allezeit, wohin sie gehn, und gehn auch dahin. Sie treten mit dem idealen Lebenszweck auf den Plan, Kirchendiener zu werden, und einerlei, auf welchen Posten sie gestellt werden, das gelingt ihnen auch. Mehr nicht. Ein Mann, der danach trachtet, etwas zu werden, das nicht in ihm liegt: ein Parlamentsmitglied, ein erfolgreicher Grünkramhändler, ein hervorragender Anwalt, Richter oder sonst etwas gleich langweiliges, sieht allemal sein Streben von Erfolg gekrönt. Das ist seine Strafe. Wer eine Larve will, der muss sie auch tragen.

Doch mit den treibenden Kräften des Lebens und denen, die diese Kräfte verkörpern, verhält es sich anders. Menschen, die nur auf die Entfaltung ihres eignen Ichs aus sind, wissen niemals, wohin sie ihr Weg führt. Sie können es nicht wissen. In einer Bedeutung des Wortes ist es natürlich nötig, sich selbst zu erkennen, wie es das griechische Orakel verlangte; das ist der erste Schritt zu allem Wissen. Aber die Erkenntnis, dass die Menschenseele unergründlich sei, ist der Weisheit letzter Schluss. Wir selbst sind das Endgeheimnis. Hat man die Sonne auf die Wagschale gelegt, den Lauf des Mondes gemessen und die sieben Himmel Stern für Stern auf der Karte verfolgt, so bleibt noch eins übrig: wir selbst. Wer kann die Bahn seiner eignen Seele berechnen? Als der Sohn ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, wusste er nicht, dass ein Mann Gottes mit dem Krönungssalböl auf ihn wartete und dass seine Seele bereits die Seele eines Königs war. Ich hoffe, so lange am Leben zu bleiben und solche Werke zu schaffen, dass ich am Ende meiner Tage sprechen darf: „Da seht ihr es nun, wohin das Künstlerleben einen Menschen führt!“

Zu den vollendetsten Leben, die mir, soweit meine Erfahrung reicht, begegnet sind, gehört das Leben Verlaines und das des Fürsten Kropotkin.

Beides Männer, die jahrelang im Gefängnis gesessen haben: Verlaine der einzige christliche Dichter seit Dante, der andre ein Mann mit der Seele jenes schönen, weissen Christus, der aus Russland hervorzugehn scheint. Während der letzten sieben oder acht Monate habe ich, trotz einer Reihe grosser Unannehmlichkeiten, die ohne Unterbrechung von der Aussenwelt an mich herangetreten sind, enge Fühlung unterhalten mit einem neuen Geist, der in diesem Gefängnis Menschen und Dinge beseelt und mir mehr, als ich es in Worten auszudrücken vermöchte, zu gute gekommen ist. Habe ich im ersten Jahre meiner Haft, soweit ich mich erinnern kann, nichts andres getan, als dass ich in ohnmächtiger Verzweiflung die Hände rang und ausrief: „Was für ein Ende, was für ein entsetzliches Ende!" so versuche ich jetzt mir zu sagen und sage auch manchmal, wenn ich mich nicht selbst quäle, wirklich und aufrichtig: „Was für ein Anfang, was für ein wunderbarer Anfang!" Das mag es wahrhaft werden. Und wenn es dazu kommt, so verdanke ich viel dieser neuen Persönlichkeit, die hier das Leben aller geändert hat. Die Dinge an sich sind von geringer Bedeutung — lasst uns wenigstens einmal der Philosophie für etwas danken, was sie uns gelehrt hat — ich meine nicht die Vorschriften, denn die sind nach

eisernen Regeln bestimmt, sondern den Geist, der in ihnen waltet. Ihr könnt das ermessen, wenn ich euch versichre: wär' ich im letzten Mai auf freien Fuss gesetzt worden, wie ich es ja wünschte, ich hätte diesen Ort voll Abscheu verlassen und mit so bittrem Hass auf alle Beamten, dass er mein Leben vergiftet hätte. Ich musste noch ein Jahr Kerkerhaft erdulden, aber für uns alle war Menschlichkeit in diese Mauern eingezogen; wenn ich jetzt loskomme, werde ich mich stets der grossen Freundlichkeit erinnern, die ich hier fast von allen erfahren habe, und am Tag meiner Entlassung will ich vielen danken und sie meinerseits bitten, mich im Andenken zu bewahren.

Die Gefängniseinrichtungen sind durch und durch verkehrt. Ich gäbe alles darum, wenn ich hierin später Wandel schaffen könnte. Ich habe auch vor, es zu versuchen. Aber nichts in der Welt ist so verkehrt, dass es der Geist der Humanität, der der Geist der Liebe ist, der Geist Christi, den man nicht in Kirchen antrifft, wenn auch nicht ins rechte Geleise bringen, so doch ohne allzu grosse Verbitterung erträglich machen könnte.

Ich weiss ferner, dass da draussen vieles meiner harrt, was entzückend ist: von dem angefangen, was der heilige Franz von Assisi „meinen Bruder

den Wind" und „meine Schwester das Wasser" nennt — beides eine Wonne —, bis zu den Schaufenstern der Läden und dem Sonnenuntergang in grossen Städten. Wenn ich eine Liste machen wollte von alledem, was noch in mir ruht, ich wüsste nicht, wo ich aufhören sollte: denn wahrlich Gott hat die Welt ebenso gut für mich wie für irgend jemand erschaffen. Vielleicht trete ich sogar hinaus im Besitze von etwas, das ich zuvor nicht kannte. Ich brauche nicht zu sagen, dass für mich eine Moralreform ebenso bedeutungslos und abgeschmackt ist wie theologische Reformen. Allein während es ein Beweis von unwissenschaftlicher Heuchelei wäre, wenn man Pläne schmieden wollte, sich zu bessern, ist es das Vorrecht derer, die gelitten, sich vertieft zu haben. Das ist, glaube ich, bei mir der Fall. Gäbe einer meiner Freunde nach meiner Entlassung ein Fest und lüde mich nicht dazu ein, so wäre mir gar nichts daran gelegen. Ich kann mit mir selbst ganz glücklich sein. Wer könnte mit Freiheit, Blumen, Büchern und dem Mond nicht ganz glücklich sein? Ausserdem passen Feste nicht mehr zu mir. Ich habe zu viele gegeben, um ihnen noch einen Reiz abzugewinnen. Dieser Teil des Lebens ist für mich vorüber — sehr zu meinem Glück, möchte ich sagen. Aber

wenn einer meiner Freunde nach meiner Entlassung einen Kummer hätte und mir nicht gestatten wollte, ihn zu teilen, das würde ich schmerzlich empfinden. Wenn er mir die Tore des Trauerhauses verschlösse, würde ich immer wieder kommen und um Einlass bitten, damit ich an dem Anteil nähme, wozu ich befugt wäre. Wenn er mich für unwürdig hielte, für ungeeignet, mit ihm zu weinen, so würde ich es als die grausamste Erniedrigung betrachten, als die schrecklichste Art, auf die mir ein Schimpf zugefügt werden könnte. Aber das wäre ja gar nicht möglich. Ich habe ein Recht, den Gram zu teilen; wer die Lieblichkeit der Welt schaun, ihren Gram teilen und etwas von dem Wunderbaren, das in beiden liegt, ermessen kann, der steht in unmittelbarer Berührung mit dem Göttlichen und ist Gottes Geheimnis so nahe gekommen, wie es irgend jemand vermag.

Vielleicht dringt auch in meine Kunst, nicht minder als in mein Leben, eine noch tiefere Note ein, eine Note von grösserer Einheitlichkeit der Leidenschaften und stärkerer Unmittelbarkeit. Intensivität, nicht Extensivität ist das wahre Ziel der modernen Kunst. Wir haben es in der Kunst nicht mehr mit dem Typus zu tun, sondern mit der Ausnahme. Ich kann meine Leiden nicht in eine Form

bringen, in der sie aufgetreten sind. Die Kunst fängt erst da an, wo die Nachahmung aufhört. Aber ein Etwas muss irgendwie in mein Werk kommen: ein vollerer Erinnerungsklang oder auch Worte von reicherer Melodie, seltsameren Farbenwirkungen, schlichtem architektonischem Gefüge — auf jeden Fall ästhetische Werte.

Als Marsyas aus der Scheide seiner Glieder gezogen wurde — dalla vagina delle membra sue, um eins von Dantes furchtbarsten, taciteischen Bildern zu gebrauchen —, da war es mit seinem Lied zu Ende, sagten die Griechen. Apollo war Sieger geblieben. Die Hirtenflöte war der Leier unterlegen. Aber vielleicht befanden sich die Griechen im Irrtum. Ich höre in der modernen Kunst häufig Marsyas rufen: bitter bei Baudelaire, süss und klagend bei Lamartine, geheimnisvoll bei Verlaine. In den hingehaltenen Auflösungen der Chopinschen Musik. In dem Missvergnügen, das die immer wiederkehrenden Frauengesichter bei Burne-Jones umwittert. Sogar Matthew Arnold, dessen Gedicht „Callicles" von dem „Triumph der süssen, eindrucksvollen Leier" und dem „berühmten schliesslichen Siege" in so hellen Tönen von lyrischer Schönheit erzählt — sogar er hat in der angstvollen Unterstimme seiner Verse, aus denen Zweifel und

Pein klingen, ein gut Teil davon. Weder Goethe noch Wordsworth konnten das verhindern, obwohl er sich abwechselnd beiden anschloss. Und wenn er „Thyrsis" zu beklagen oder von dem „Zigeuner-Studenten" zu singen versucht, muss er zur Hirtenflöte greifen, um diese Weise wiederzugeben. Ob nun der phrygische Faun verstummt ist oder nicht: ich kann es nicht. Mir ist Darstellen eine Notwendigkeit, wie Blätter und Blüten es den schwarzen Ästen der Bäume sind, die über die Gefängnismauern ragen und ruhelos im Winde schwanken. Zwischen meiner Kunst und der Welt klafft jetzt eine weite Kluft, aber nicht zwischen der Kunst und mir. Ich hoffe wenigstens nicht. Einem jeden von uns ist ein andres Los beschieden: Freiheit, Freuden, Vergnügungen, Wohlbehagen. Mir sind öffentliche Schande, lange Kerkerhaft, Elend, Bankrott, Entehrung zugefallen, doch ich bin es nicht wert — noch nicht wert wenigstens.

Ich erinnre mich, davon gesprochen zu haben, ich dächte, eine wirkliche Tragödie ertragen zu können, wenn sie mir im Purpurmantel und in der Maske eines edlen Schmerzes nahe; das Schreckliche der Moderne sei dagegen, dass sie die Tragödie ins Gewand der Komödie stecke, wodurch die grosse Wirklichkeit alltäglich oder grotesk oder stillos er-

scheine. Das mit der Moderne hat seine Richtigkeit. Auf das wirkliche Leben ist es vermutlich immer zugetroffen. Man hat behauptet, alle Martyrien kämen dem Zuschauer gemein vor. Von der Regel macht das neunzehnte Jahrhundert keine Ausnahme. Alles an meiner Tragödie ist scheusslich, gemein, abstossend, stillos gewesen. Schon unsre Kleidung lässt uns grotesk erscheinen. Wir sind die Hanswürste des Leids. Wir sind Clowns mit gebrochnem Herzen. Unsre besondre Bestimmung ist es, auf die Lachmuskeln zu wirken.

Am 13. November 1895 hat man mich von London hierher geschafft. Von zwei bis halb drei Uhr nachmittags musste ich damals in Sträflingskleidung und mit Handschellen auf dem mittleren Bahnsteig der Station Clapham Junction stehn, den Blicken der Welt ausgesetzt. Ich war aus der Krankenabteilung geholt worden, ohne darauf vorbereitet zu werden. Unter all den Verworfenen war ich der groteskeste. Die Leute lachten, als sie mich sahen. Mit jedem neuen Zug, der ankam, vermehrten sich die Zuschauer. Ihr Spass kannte keine Grenzen. Das war natürlich so, ehe sie wussten, wer ich war. Sobald sie es jedoch erfahren hatten, lachten sie noch mehr. Eine halbe Stunde lang stand ich im grauen Novemberregen da, vom johlenden

Pöbel umringt. Noch ein Jahr nachdem ich das durchgemacht hatte, habe ich jeden Tag zur selben Stunde gleich lange geweint. Das ist nicht so tragisch, wie es euch wahrscheinlich klingt. Denen, die im Gefängnis sitzen, sind Tränen ein Teil ihrer täglichen Beschäftigung. Ein Tag im Gefängnis, an dem man nicht weint, ist ein Tag, an dem unser Herz verhärtet, kein Tag, an dem unser Herz glücklich ist. Nun denn, ich bedaure allmählich die Leute, die lachten, wirklich mehr als mich. Als sie mich sahen, stand ich nicht auf meinem Piedestal, sondern am Pranger. Aber ganz phantasielose Wesen kümmern sich nur um Leute auf dem Piedestal. Ein Piedestal kann etwas sehr Unwirkliches sein; der Pranger ist eine fürchterliche Wirklichkeit. Sie hätten auch den Schmerz besser auslegen sollen. Ich sagte schon: hinter dem Schmerz birgt sich stets Schmerz. Es wäre noch richtiger zu sagen: hinter dem Schmerz birgt sich stets eine Seele. Und eine Seele in ihrer Qual verspotten ist etwas Grausiges. Wer das tut, dessen Leben ist unschön. In dem merkwürdig einfachen Haushalt der Welt bekommt man nur, was man fortgibt; kann man denen, die nicht genug Phantasie haben, die blosse Aussenseite der Dinge zu durchschaun und Mitleid zu empfinden, ein andres Mitleid zollen als das der Verachtung?

Ich schreibe diesen Bericht über meine Ueberführung in dieses Gefängnis nur nieder, damit es einleuchte, wie schwer es mir wurde, meiner Strafe irgend etwas andres als Verbitterung und Verzweiflung abzugewinnen. Immerhin muss ich es tun, und ab und zu habe ich Momente der Ergebung und Unterwürfigkeit. In der einzelnen Knospe mag sich der ganze Frühling verstecken, und das Nest der Lerche in den Ackerfurchen kann alle Wonne umspannen, die dereinst dem Fusse mancher rosigen Morgenröte voraufeilt. So ist vielleicht auch alle Schönheit, die mir das Leben noch aufspart, in einem Augenblick der Hingabe, der Erniedrigung und Demütigung enthalten. Wie dem auch sei, ich kann lediglich in den Geleisen meiner eignen Entwicklung weiter schreiten und dadurch, dass ich alles hinnehme, was mir widerfahren ist, mich dessen würdig erzeigen. Die Menge pflegte mir nachzusagen, ich sei zu individuell. Ich muss ein noch viel grösserer Individualist werden, als ich je war. Ich muss noch weit mehr aus mir herausholen, als ich je tat, und weniger von der Welt heischen. Im Grunde war mein Verderben nicht die Folge eines zu grossen, sondern eines zu geringen Individualismus. Der einzige schändliche, unverzeihliche und für alle Zeiten verächtliche Schritt

meines Lebens bestand darin, dass ich mir erlaubte, die Gesellschaft um Hilfe und Schutz anzugehn. Vom individualistischen Standpunkt aus wäre es schon schlimm genug gewesen, derart bei ihr Zuflucht zu suchen; aber welche Entschuldigung lässt sich je zu meinen Gunsten vorbringen? Sobald ich einmal die Kräfte der Gesellschaft in Gang gebracht hatte, wandte sie sich selbstverständlich gegen mich und sagte: „Du hast die ganze Zeit meinen Gesetzen zum Trotz gelebt und rufst nun diese Gesetze zum Schutz an? Man wird dich diese Gesetze voll und ganz spüren lassen. Du sollst die Folgen davon tragen“. Das Ergebnis ist, dass ich im Kerker sitze. Und ich hab' im Laufe meiner drei Prozesse die Ironie und die Schmach meiner Stellung bitter empfunden.

Sicher ist nie ein Mensch so schändlich und vermittelst so schändlicher Werkzeuge gestürzt wie ich. An einer Stelle des „Dorian Gray“ heisst es: „Man kann in der Wahl seiner Feinde nicht vorsichtig genug sein“. Ich liess es mir nicht träumen, dass ich durch Parias selbst zum Paria werden sollte. Deshalb verachte ich mich so.

Das Philisterhafte im Leben besteht nicht in dem Unvermögen, die Kunst zu begreifen. Reizende Menschen, wie z. B. Fischer, Hirten, Pflüger,

Bauern und dergleichen, wissen nichts von der Kunst und sind doch das Salz der Erde. Der ist der wahre Philister, der den schwerfälligen, lästigen, blinden, mechanischen Kräften der Gesellschaft Vorschub leistet und sie unterstützt, ohne die dynamische Kraft, wenn sie seinen Weg kreuzt, in einem Menschen oder in einer Bewegung zu erkennen. Man hat es mir entsetzlich verdacht, dass ich die Schädlinge des Lebens zu Tische lud und an ihrer Gesellschaft Vergnügen fand. Jedoch andrerseits, von dem Standpunkt aus, von dem ich ihnen als Künstler im Leben nahe trat, waren sie herrlich anregende Reizmittel. Es war, wie wenn man mit Panthern schwelgte. Die Gefahr war der halbe Rausch. Ich kam mir vor wie der Schlangenbeschwörer, wenn er die Kobra lockt, damit sie sich von dem bunten Tuch oder aus dem rohrgeflochtnen Korb erhebe, und sie auf seinen Befehl ihr Schild breiten und in der Luft entfalten lässt, wie eine Pflanze ruhig im Strome schwingt. Sie waren in meinen Augen die leuchtendsten von allen vergoldeten Schlangen, und ihr Gift war ein Teil ihrer Vollkommenheit. Ich schäme mich keineswegs, sie gekannt zu haben. Sie waren höchst interessant. Wessen ich mich aber schäme, das war der greulich philiströse Dunstkreis, in den ich

geschleppt wurde. Mein Platz als Künstler war an der Seite Ariels. Ich liess es mir indes angelegen sein, mit Caliban zu ringen. Anstatt prachtvoll farbige, musikalische Werke zu schreiben, wie „Salome“, die „Florentinische Tragödie“ und „La Sainte Courtisane“, sah ich mich gezwungen, lange juridische Briefe zu verschicken, und war genötigt, mich unter den Schutz eben der Dinge zu begeben, gegen die ich mich von jeher verwahrt hatte. — und — waren wundervoll in ihrem niederträchtigen Kriege gegen das Leben. Der ältere Dumas, Cellini, Goya, Edgar Allan Poe, Baudelaire würden genau dasselbe getan haben . . . .

Ein guter Freund von mir, der sich in zehn Jahren bewährt hat, besuchte mich unlängst und sagte mir, er glaube von all dem, was gegen mich vorgebracht werde, kein einziges Wort; er gab mir zu verstehn, dass er von meiner Unschuld überzeugt sei und mich für das Opfer eines abscheulichen Komplotts halte. Ich brach in Tränen aus, als er so zu mir sprach, und sagte ihm, dass zwar viele Punkte der Anklage, die mir schliesslich zur Last gelegt wurden, völlig unwahr und mit empörender Tücke auf mich gewälzt worden seien, dass aber mein Leben voll perverser Freuden und absonderlicher Neigungen gewesen sei; wenn er

sich nicht mit dieser Tatsache abfinde und sie sich deutlich vergegenwärtige, dann könne ich unmöglich länger sein Freund sein oder je wieder in seiner Gesellschaft weilen. Es war ein fürchterlicher Schlag für ihn; jedoch wir sind noch befreundet, und ich habe seine Freundschaft nicht unter falschen Vorspiegelungen erschlichen. Die Wahrheit sprechen ist etwas Peinliches; Lügen sagen müssen ist aber viel schlimmer.

Es war während meines letzten Prozesses, ich sass auf der Sünderbank und lauschte Lockwoods niederschmetternder Anklage; sie hörte sich an wie eine Stelle aus Tacitus, ein Vers aus Dante, eine von Savonarolas Brandreden wider die römischen Päpste. Mich packte der Ekel bei dem, was mein Ohr vernahm. Da plötzlich fuhr's mir durch den Kopf: „Wie grossartig wär' es, wenn ich all das selbst über mich aussagte!" Sofort leuchtete mir ein: das, was von einem Menschen gesagt wird, ist nichts; es kommt darauf an, wer es sagt. Der höchste Augenblick eines Menschen — daran hege ich nicht den mindesten Zweifel — ist der, wenn er im Staube niederkniet, sich an die Brust schlägt und alle Sünden seines Lebens bekennt . . . .

Gefühlskräfte sind, wie es an einer Stelle der „Intentions" heisst, in ihrer Ausdehnung und Dauer

ebenso beschränkt wie die Kräfte physischer Energie. Der kleine Becher, der ein gewisses Quantum fassen soll, kann soviel aufnehmen und nicht mehr, wenn auch alle Purpurfässer Burgunds bis zum Rande mit Wein gefüllt sind und die Kelterer bis an die Knie in der Traubenlese der gerölligen Weinberge Spaniens stehn. Kein Irrtum ist weiter verbreitet als die Ansicht, dass die Leute, welche grosse Tragödien verursachen oder veranlassen, die Gefühle teilen, die der tragischen Stimmung entsprechen; kein Irrtum verhängnisvoller, als das von ihnen zu erwarten. Der Märtyrer in seinem „Flammenhemd" erschaut vielleicht das Antlitz Gottes, aber dem, der die Reisigbündel aufschichtet oder die Holzbrände schürt, damit der Wind durchblasen kann, bedeutet die ganze Szene nicht mehr als dem Metzger, wenn er einen Ochsen schlachtet, als dem Köhler im Walde, wenn er einen Baum fällt, oder einem, der das Gras mit der Sense mäht, wenn eine Blume umsinkt. Grosse Leidenschaften sind für grosse Seelen, und die grossen Ereignisse können nur von denen erkannt werden, die auf gleicher Höhe mit ihnen stehn.

Von künstlerischem Gesichtspunkt aus kenne ich in der gesamten dramatischen Literatur nichts Unvergleichlicheres, in der Feinheit der Beobachtung

Anregenderes als die Art, wie Shakespeare Rosenkranz und Güldenstern zeichnet. Sie sind Hamlets Universitätsfreunde; sind seine Gefährten gewesen. Sie bringen Erinnerungen an frohe Tage mit. In dem Augenblick, da sie Hamlet begegnen, taumelt er unter der Last der Bürde, die für einen Menschen seiner Gemütsart unerträglich ist. Der Tote ist gewaffnet aus dem Grabe auferstanden, um ihm eine Mission aufzuerlegen, die zu gross und gleichzeitig zu niedrig für ihn ist. Er ist ein Träumer und soll handeln. Er hat die Veranlagung eines Dichters, und man verlangt von ihm, er solle ringen mit der gewöhnlichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, mit dem Leben in seiner praktischen Gestalt, wovon er nichts weiss, nicht mit dem Leben in seinem idealen Wesen, wovon er viel weiss. Er hat keine Ahnung, was er tun soll, und sein Wahnsinn besteht darin, dass er Wahnsinn heuchelt. Brutus legt die Schwermut wie einen Mantel an, um das Schwert seiner Absicht, den Dolch seines Willens darunter zu verbergen; aber Hamlet benutzt die Tollheit lediglich als Maske für seine Schwäche. Im Grimassenschneiden und Witzereissen erblickt er eine Gelegenheit zum Aufschub. Er spielt beständig mit der Tat, wie ein Künstler mit einer Theorie spielt. Er macht sich

zum Späher seiner eigentümlichen Handlungen und lauscht seinen eignen Worten, wiewohl er weiss, es sind nur „Worte, Worte, Worte“. Statt einen Versuch zu wagen, der Held seiner eignen Geschichte zu werden, bemüht er sich, der Zuschauer seiner eignen Tragödie zu sein. Er glaubt an nichts, sich selbst mitgerechnet, und doch nützt ihm sein Zweifeln nicht, da es nicht dem Skeptizismus, sondern einem zwiespältigen Willen entspringt. Von alledem begreifen Güldenstern und Rosenkranz nichts. Sie verbeugen sich und schmunzeln und lächeln, und was der eine sagt, echot der andre mit widerlichem Tonfall. Als Hamlet schliesslich mit Hilfe des Spiels im Spiele und der Marionetten in ihrer Gaukelei den König in der „Schlinge seines Gewissens“ fängt und den Unhold in seiner Angst vom Throne jagt, da sehn Güldenstern und Rosenkranz in seinem Betragen höchstens eine ziemlich peinliche Verletzung der Hofetikette. So weit ist es ihnen nur gegeben, „das Schauspiel des Lebens mit eignen Empfindungen zu betrachten“. Sie sind seinem Geheimnis auf der Spur und wissen nichts davon. Und es hätte auch keinen Zweck, sie einzuweihn. Sie sind die kleinen Becher, die so viel fassen und nicht mehr. Gegen Ende wird angedeutet, dass sie bei einem Bubenstück in die Falle gingen

und einen gewaltsamen, plötzlichen Tod gefunden haben oder doch finden werden. Aber ein tragisches Ende solcher Art, wenn Hamlets Humor es auch einigermassen mit komödienhafter Überraschung und Gerechtigkeit verbrämt, kommt Burschen ihres Schlags wirklich nicht zu. Sie sterben niemals. Horatio, der, um Hamlet und seine Sache den Unbefriedigten zu erklären,

„sich noch verbannet von der Seligkeit
und in der herben Welt mit Mühe atmet“

— Horatio stirbt, wenn auch nicht vor den Zuhörern, und hinterlässt keinen Bruder. Güldenstern und Rosenkranz jedoch sind unsterblich wie Angelo und Tartüff und sollten mit ihnen in einer Reihe stehn. Sie sind der Beitrag des modernen Lebens zur antiken Freundschaftsidee. Wer künftig ein neues Buch „De amicitia“ schreibt, muss ihnen eine Nische anweisen und sie in ciceronianischer Prosa preisen. Sie sind stehende Typen für alle Zeiten. Sie schelten, das hiesse es an der richtigen Würdigung fehlen lassen. Sie begreifen einfach nicht, was über ihren Horizont geht. Das ist das Ganze. Seelengrösse ist nicht ansteckend. Erhabne Gedanken und erhabne Gefühle stehn eben von Haus aus allein da.

Wenn alles gut geht, werde ich Ende Mai frei kommen, und dann hoffe ich, mit Robbie und More .... sogleich nach einem kleinen Platz an der See ins Ausland zu fahren.

Das Meer, sagt Euripides in einer seiner Iphigenien, spült die Flecken und Wunden der Welt hinweg.

Ich hoffe, mindestens einen Monat mit meinen Freunden zu verbringen und in ihrer gesunden, liebevollen Gesellschaft Frieden und Gleichgewicht, ein weniger geängstigtes Herz und eine sanftere Stimmung zu gewinnen. Ich habe ein eigentümliches Verlangen nach den grossen, einfachen Urdingen, wie dem Meer, das mir ebenso wie die Erde eine Mutter ist. Mir will es scheinen, als sähen wir alle die Natur zu viel an und lebten zu wenig mit ihr. Ich erblicke viel gesunden Verstand in der Haltung der Griechen gegenüber der Natur. Sie schwatzten nie von Sonnenuntergängen, erörterten nie die Frage, ob die Schatten auf dem Grase nun wirklich violett seien oder nicht. Aber sie erkannten, dass das Meer für den Schwimmer und der Sand für die Füsse des Wettläufers da sei. Sie liebten die Bäume um der Schatten willen, die sie werfen, und den Wald um des Schweigens willen, das zur Mittagszeit darinnen herrscht. Der Winzer im Weinberg kränzte sein Haar mit Efeu, um die Sonnen-

strahlen abzuwehren, wenn er sich über die jungen Schösslinge neigte, und für den Künstler und den Athleten — die beiden Typen, die uns Hellas geschenkt hat — flochten sie die Blätter des bittren Lorbeers und der wilden Petersilie, die sonst dem Menschen nichts getaugt hätten, zum Kranze.

Wir nennen uns ein Utilitätszeitalter und wissen kein einziges Ding zu nützen. Wir haben vergessen, dass Wasser reinigen, Feuer läutern kann und dass die Erde unsre Allmutter ist. Demgemäss ist unsre Kunst vom Monde und spielt mit Schatten, während die griechische Kunst von der Sonne ist und sich unmittelbar mit den Dingen befasst. Ich bin überzeugt, die Elemente haben läuternde Kraft, und ich will zu ihnen zurückkehren und in ihrer Gesellschaft leben. Gewiss, für einen, der so modern ist wie ich, so sehr „enfant de mon siècle", wird es stets eine Lust sein, die Welt nur zu sehn. Ich zittre vor Freude, wenn ich daran denke, dass an dem Tag, an dem ich das Gefängnis verlasse, Goldregen und Flieder in den Gärten blühn, und dass ich sehn werde, wie der Wind das hangende Gold des einen ohne Rast und Ruh rütteln und das blass-purpurne Gefieder des andern zausen wird, so dass die ganze Luft für mich Arabien sein soll. Linné sank auf die Knie und weinte vor Freude, als er zum erstenmal

die lange Heide eines englischen Hochlands sah, das die würzigen Ginsterblüten gelb gefärbt hatten, und ich, dem Blumen ein Teil der Sehnsucht sind, ich weiss, dass Tränen meiner in den Blättern einer Rose harren. Von Jugend auf war es so mit mir. Es gibt nicht eine Farbe, die sich in dem Kelch einer Blume oder in der Rundung einer Muschel versteckt, auf die ich vermöge einer zarten Sympathie mit der Seele aller Kreatur nicht einginge. Wie Gautier bin ich stets einer von denen gewesen, „pour qui le monde visible existe". Indessen jetzt weiss ich, dass hinter all dieser Schönheit, so überzeugend sie auch sein mag, ein Geist verborgen ist, von dem die bunten Gestalten und Muster nur Erscheinungsformen sind, und mit diesem Geist wünsche ich mich in Einklang zu bringen. Des deutlich vernehmbaren Ausdrucks der Menschen und Dinge bin ich überdrüssig geworden. Das Mystische in der Kunst, das Mystische im Leben, das Mystische in der Natur — das ist es, wonach ich suche, und in den grossen Musiksymphonien, dem weihevollen Schmerz und den Tiefen des Meeres werde ich es vielleicht finden. Ja, es ist unbedingt nötig, dass ich es irgendwo finde.

Alle Prozesse bedrohn das Leben, genau so wie alle Urteile Todesurteile sind. Ich bin dreimal vor

Gericht gewesen. Das erste Mal, um von der Anklagebank aus verhaftet zu werden, das zweite Mal, um als Untersuchungsgefangner in das Haftlokal zurückgeführt, und das dritte Mal, um auf zwei Jahre in eine Zuchthauszelle gesperrt zu werden. Die Gesellschaft, wie sie nun einmal eingerichtet ist, wird keinen Platz für mich haben, hat mir keinen zu bieten; aber die Natur, deren süsser Regen auf Gerechte und Ungerechte gleichermassen fällt, wird Felsschluchten im Gebirge für mich haben, wo ich mich verstecken kann, und geheime Täler, in deren Schweigen ich ungestört weinen darf. Sie wird die Nacht mit Sternen behängen, dass ich, ohne zu straucheln, im Finstern ausser Landes gehn kann, und den Wind meine Fussstapfen verwehn lassen, dass niemand mich zu meinem Schaden verfolgen kann. Sie wird mich in grossen Wässern entsühnen und mit bittren Kräutern heilen.

VIER BRIEFE VON OSCAR WILDE

I

6. Januar 1896.

Mein lieber Robbie!

Überlege Dir jetzt meinen Vorschlag. Ich vermute, meine Frau, die in Geldsachen sehr vornehm und hochherzig ist, wird die für meinen Teil gezahlten 75 Pfund zurückerstatten. Daran zweifle ich nicht. Aber das Anerbieten müsste von mir ausgehn, und ich sollte von ihr nichts als Einkommen annehmen: ich kann annehmen, was man mir aus Liebe und herzlicher Zuneigung gibt, aber nicht, was man nur widerwillig oder unter Bedingungen herausrückt. Sonst gäbe ich lieber meine Frau ganz frei. Dann mag sie sich wieder verheiraten. Auf alle Fälle glaube ich, dass sie mir, wäre sie frei, gestatten würde, meine Kinder von Zeit zu Zeit zu sehn. Das ist's ja gerade, was ich erreichen will. Doch erst muss ich sie freigeben. Ich sollte es tun, wie es einem Ehrenmann ansteht, gesenkten Hauptes, indem ich mich allem füge.

Überlege die ganze Sache noch einmal, wie sie jetzt durch Dich geworden ist, durch Deine unbesonnene Handlungsweise. Teile mir dann mit, was

Du davon hältst und was andre denken. Du hast ja selbstverständlich nur das Beste gewollt; aber Deine Auffassung war eben falsch. Ich darf offen und ehrlich sagen: allmählich gelange ich zu der Überzeugung, dass alles, was vorfällt, zu unserm Besten ist. Vielleicht ist das Philosophie oder die Meinung eines gebrochnen Herzens oder Religion oder die stumpfe Gleichgültigkeit der Verzweiflung. Einerlei, welchen Ursprung das Gefühl hat: es ist stark in mir. Meine Frau gegen ihren Willen an mich zu fesseln, das wäre unrecht. Sie hat begründeten Anspruch auf ihre Freiheit. Und es wäre mir eine Freude, wenn ich nicht von ihr unterstützt würde. Von ihr unterhalten zu werden, wäre Schimpf und Schande. Berate das mit More .... Lass Dir von ihm den Brief zeigen, den ich an ihn geschrieben habe. Bitte auch Deinen Bruder, mir seinen Rat zu erteilen. Er hat glänzenden Geschäftsverstand.

Nun zu andern Dingen.

Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, Dir für die Bücher zu danken. Sie waren mir sehr willkommen. Dass mir die Zeitschriften verboten wurden, war ein schwerer Schlag; aber der Roman von Meredith hat mich entzückt. Was für ein gesundes Künstlernaturell! Er hat durchaus recht, wenn er das Gesunde als die Hauptsache im Roman verficht;

immerhin, bis jetzt haben sich nur die Abnormen im Leben und in der Literatur zur Geltung gebracht. Rossettis Briefe sind erschrecklich durchsichtige Fälschungen seines Bruders. Trotzdem habe ich mit Interesse daraus ersehn, dass meines Grossonkels „Melmoth“ und meiner Mutter „Sidonia“ unter den Büchern gewesen sind, die ihn in der Jugend bezaubert haben. Was die Verschwörung betrifft, die später gegen ihn bestanden haben soll, so glaube ich, dass sie wirklich vorhanden war und dass die Mittel dazu aus Hakes Bank geliefert wurden. Das Verhalten einer Drossel in Cheyne Walk scheint höchst verdächtig, wenn William Rossetti auch sagt: „Ich konnte in dem Singen der Drossel gar nichts ungewöhnliches entdecken“. Ebenso sind Stevensons Briefe eine herbe Enttäuschung. Für einen romantischen Schriftsteller kann es kein schlechteres Milieu geben als ein romantisches — das wird mir daraus klar. In Gower Street hätte Stevenson ein neues Buch à la „Drei Musketiere“ schreiben können. Auf Samoa schrieb er Briefe über die Deutschen an die Times. Ich sehe auch Spuren davon, welchen furchtbaren Kampf es kostet, wenn man ein natürliches Leben führen will. Wer Holz hackt zu eignem Vorteil oder zum Nutzen andrer, der sollte nicht imstande sein, den Vorgang zu beschreiben. Das

natürliche Leben ist tatsächlich unbewusster Natur. Stevenson erweitert lediglich den Bezirk des Künstlichen, indem er sich aufs Graben verlegte. Ich habe etwas aus dem unerquicklichen Buche gelernt: wenn ich mein künftiges Leben damit verbringe, Baudelaire in einem Café zu lesen, so werde ich ein natürlicheres Leben führen, als wenn ich die Arbeit eines Heckenausbesserers verrichte oder in schlammigem Moor Kakao pflanze. — „En Route" wird sehr überschätzt. Es ist blosser Journalismus. Man hört nie eine Note von der Musik, die im Buch beschrieben wird. Das Thema ist entzückend, aber der Stil ganz gewiss wertlos, ausgetreten, schlaff. Das Französisch ist noch schlechter als bei Ohnet. Ohnet versucht abgedroschen zu sein, und das gelingt ihm auch; Huysmans versucht, es nicht zu sein, und ist es . . . Hardys Roman ist erfreulich und der von Harold Frederic stofflich sehr interessant . . . Später gedenke ich, da in der Gefängnisbibliothek so gut wie keine Romane sind, die meine armen Mitgefangnen lesen könnten, der Bibliothek etwa ein Dutzend guter Romane zum Geschenk zu machen: Stevenson (nichts vorhanden ausser „The Black Arrow"), einige von Thackeray (nichts vorhanden), von Jane Austen (nichts vorhanden) und ein paar gute Bücher vom Schlage des älteren

Dumas, z. B. von Stanley Weyman und modernen jungen Leuten. Du sprachst von einem Protégé Henleys? Auch einer aus Anthony Hopes Kreis käme in Betracht. Nach Ostern könntest Du eine Liste von etwa vierzehn aufstellen und dafür sorgen, dass sie mir zugeschickt werden. Den wenigen, die sich aus Goncourts Tagebuch nichts machen, würden sie gefallen. Vergiss nicht, dass ich sie selbst bezahlen möchte. Mit Grauen denke ich daran, in die Welt hinauszutreten, ohne ein einziges Buch mein eigen zu nennen. Ob mir wohl einige meiner Freunde ein paar Bücher schenken würden, z. B.......? Du weisst, welche Bücher ich haben möchte: Flaubert, Stevenson, Baudelaire, Maeterlinck, Dumas père, Keats, Marlowe, Chatterton, Coleridge, Anatole France, Gautier, Dante und die ganze Literatur über Dante, Goethe und die ganze Literatur über Goethe usw. Ich würde es als eine grosse Artigkeit betrachten, wenn Bücher für mich bereit wären — und vielleicht habe ich noch Freunde, die mir gern einen Dienst tun möchten. Man ist wahrhaftig sehr dankbar, wenn es leider auch den Anschein hat, als wäre ich's nicht. Aber Du musst mir zu gute halten, dass ich ausser dem Leben im Zuchthaus noch beständig Scherereien und Unannehmlichkeiten gehabt habe.

Als Antwort hierauf kannst Du mir einen langen Brief senden, der nur von Theaterstücken und Büchern handelt. Deine Schrift im letzten Brief war so grässlich, als schriebest Du einen dreibändigen Roman über die beängstigende Verbreitung kommunistischer Ideen unter den Reichen oder richtetest sonst Deine Jugend zugrunde, die immer verheissungsvoll gewesen ist und es stets bleiben wird. Tu' ich Dir damit unrecht, dass ich einen falschen Grund anführe, so musst Du es der krankhaften Reizbarkeit zuschreiben, die eine Folge der langen Kerkerhaft ist. Aber schreibe bitte deutlich. Sonst sieht es aus, als ob Du nichts zu verheimlichen hättest.

In diesem Brief steht wohl manches Abscheuliche. Aber ich musste Dich vor Dir selbst tadeln, nicht vor andern. Gib meinen Brief More . . . . zu lesen. Harris wird mich hoffentlich am Sonnabend besuchen. Grüsse mir Arthur Clifton und Frau — ich finde, sie hat so viel Ähnlichkeit mit Rossettis Frau: das gleiche herrliche Haar, aber sie ist natürlich ein süsseres Wesen, obwohl Miss Siddal auch bezaubernd ist und ihr Gedicht Ia.

Stets Dein

Oscar Wilde.

10. März 1896.

Mein lieber Robbie!

Bitte lass an den Rechtsanwalt, Mr. . . . . . ., einen Brief schreiben des Inhalts, dass ich, da meine Frau versprochen hat, mir ein Drittel auszusetzen, falls sie vor mir sterben sollte, keinerlei Widerstand gegen diese lebenslängliche Rente wünsche. Ich bin mir bewusst, so viel Unglück über sie und solches Verderben über meine Kinder gebracht zu haben, dass ich kein Recht habe, ihren Wünschen irgendwie zu widersprechen. Sie war hier freundlich und gut gegen mich, als sie mich besuchte. Ich schenke ihr volles Vertraun. Bitte lass das sofort ausführen und danke meinen Freunden für ihre Gefälligkeiten. Ich fühle, dass ich recht handle, wenn ich dies meiner Frau überlasse.

Schreibe bitte auch an Stuart Merrill in Paris oder an Robert Sherard, wie ich mich über die Aufführung meines Stücks gefreut habe, und lass Luigné-Poe meinen Dank überbringen: es ist doch etwas, dass ich trotz Schimpf und Schande noch als Künstler betrachtet werde. Ich wünschte, ich könnte mich mehr freun, aber ich bin offenbar für alle Empfindungen abgestorben, ausser für Gram und Verzweiflung. Einerlei — teile Luigné-Poe mit, dass ich die Ehre zu schätzen weiss, die er

mir erwiesen hat. Er ist selbst ein Dichter. Ich fürchte, Du wirst dies nur schwer lesen können, aber man erlaubt mir nicht den Gebrauch von Schreibzeug, und es scheint, als hätte ich das Schreiben verlernt. Du musst mich entschuldigen. Danke More .... für seine Mühe, mir Bücher zu schicken; unglücklicherweise leide ich an Kopfschmerz, sobald ich meine griechischen und römischen Dichter lese. Sie haben mir daher noch nicht viel geholfen — aber es war sehr freundlich von ihm, mir die Auswahl zu besorgen. Bitte ihn ferner, der Dame, die in .... wohnt, meinen Dank auszudrücken.

Als Antwort hierauf schreibe mir über die Literatur: welche neuen Bücher erschienen sind u. dgl.; auch über das Stück von Jones und Forbes Robertsons Theaterleitung; über irgendwelche neuen Tendenzen im Pariser oder Londoner Bühnenleben. Versuche auch zu Gesicht zu bekommen, was Lemaître, Bauer und Sarcey über „Salome" gesagt haben, und gib mir einen kurzen Auszug daraus. Bitte schreibe Henri Bauer, ich sei gerührt über seinen freundlichen Aufsatz. Robert Sherard kennt ihn. Es war liebenswert von Dir, dass Du mich besucht hast. Du musst das nächste Mal wieder kommen. Hier umgibt mich das Grauen des Todes,

während das Leben hier noch grauenvoller ist. Schweigend und elend*) . . . .

Ich denke stets mit tiefer Zuneigung an Dich.

Ich wünschte, ... würde meinen Handkoffer, meinen Pelz, meine Kleider und meine eignen Bücher, die ich meiner lieben Mutter geschenkt habe, in Oakley Street abholen. Frage . . . . . ., auf wessen Namen der Begräbnisplatz meiner Mutter genommen worden ist.

Immer Dein Freund

Oscar Wilde.

6. April 1896.

Auf diese rein geschäftlichen Angelegenheiten wird . . . . vielleicht die Güte haben zu erwidern. Wenn sein Brief nur von Geschäften handelt, darf

---

*) Die Lücke in diesem Brief ist durch die Schere des Gefängnis-Direktors, Major Isacson, veranlasst. Vermutlich war darin die Rede von Grausamkeiten und schlechter Behandlung, denen Wilde nebst den andern Gefangnen unter ihm ausgesetzt war. Bald darauf trat ein menschenfreundlicher Herr an seine Stelle, Major Nelson, dessen Güte Wilde nach seiner Entlassung nicht genug rühmen konnte und von dem er nie müde wurde zu erzählen.

ich ihn empfangen. Ich meine, er wird Deinem literarischen Bericht nicht ins Gehege kommen; was diesen anlangt, so hat mir der Direktor gerade eben Deine freundliche Meldung vorgelesen.

Persönlich, mein lieber Robbie, hab ich Dir nur wenig zu sagen, was Dich erfreun könnte. Der ablehnende Bescheid auf mein Begnadigungsgesuch hat mich wie ein Streich von einem bleiernen Schwert getroffen. Ein dumpfes Schmerzgefühl hat mich betäubt. Ich hatte von der Hoffnung gezehrt, und jetzt zehrt die Qual in ihrem Heisshunger von mir, als wäre sie an ihrem eignen Appetit verschmachtet. Indes, freundlichere Elemente sind jetzt in dieser schlimmen Gefängnisluft als früher: man hat es nicht an Sympathie für mich fehlen lassen, und ich fühle mich nicht mehr völlig von menschlichen Regungen ausgeschlossen — was mir zuvor Schrecken und Ungemach verursacht hat. Ich lese wenigstens Dante und mache mir Aufzeichnungen und Exzerpte aus Freude, dass ich wieder Tinte und Feder gebrauchen darf. Es scheint, als ginge es mir in vieler Beziehung besser. Ich will auch wieder das Studium des Deutschen aufnehmen. Dafür scheint das Gefängnis wahrhaftig der geeignete Platz. Allein noch schneidet mir ein Pfahl ins Fleisch — ein Pfahl so spitzig wie der,

den Paulus hatte, wenn er auch ganz andrer Art ist — und ich muss ihn in diesem Brief herausziehn. Seine Ursache ist die Nachricht, die Du mir auf ein Stück Papier geschrieben hast. Würde ich sie geheim halten, dann würde sie in meinem Kopf anwachsen (wie giftige Pflanzen im Dunkeln wachsen) und sich den andern schrecklichen Gedanken gesellen, die an mir nagen ..... Für die, die stumm und allein in Fesseln dasitzen, ist das Denken kein geflügeltes lebendiges Wesen, wie es sich Plato vorstellte, sondern ein totes, das Grauenvolles ausbrütet, wie ein Morast, der dem Mond Ungetüme zeigt.

Ich meine natürlich, was Du darüber gesagt hast, dass mir das Mitgefühl andrer entfremdet werde, oder dass doch Gefahr dazu vorhanden sei durch die tiefe Bitterkeit meiner Empfindungen .... Ich glaube, mein Brief wurde andern geliehen und gezeigt. Ich wünsche aber nicht, dass meine Briefe als Kuriositäten herumgezeigt werden; es ist mir höchst zuwider. Ich schreibe an Dich offen wie an einen der liebsten Freunde, die ich habe oder je gehabt habe; mit wenigen Ausnahmen berührt mich das Mitgefühl der andern, so weit es geht, fast gar nicht. Ein Mensch meines Ranges kann nicht in den Kot des Lebens fallen, ohne dass

ihm von Leuten, die unter ihm stehn, in reichem Masse Mitleid gezollt würde; ich weiss auch, dass es die Zuschauer ermüdet, wenn die Stücke zu lange dauern. Meine Tragödie hat viel zu lange gedauert; sie hat ihren Höhepunkt schon überschritten; ihr Ende ist gemein. Und ich bin mir dessen wohl bewusst, dass ich, wenn das Ende herannaht, als ein ungebetner Gast in die Welt zurückkehren werde, die kein Verlangen nach mir trägt. Als ein Revenant, wie die Franzosen sagen, als einer, dessen Gesicht durch die lange Haft grau und schmerzverzerrt geworden ist. So entsetzlich die Toten sind, wenn sie aus ihren Gräbern auferstehn: die Lebendigen, die aus dem Grabe kommen, sind noch entsetzlicher. All das weiss ich nur zu gut. Ist man erst achtzehn schreckliche Monate in einer Gefängniszelle gewesen, dann sieht man Dinge und Menschen, wie sie wirklich sind. Der Anblick versteinert einen. Glaube nicht, dass ich irgend einem Schuld an meinen Lastern gebe. Meine Freunde hatten damit ebensowenig zu tun, wie ich mit ihren Lastern. Die Natur, unser aller Stiefmutter, war dabei im Spiele. Ich mache ihnen nur daraus einen Vorwurf, dass sie den Mann, den sie zu grunde gerichtet haben, nicht zu würdigen wussten. So lange meine Tafel

rot war von Wein und Rosen, was kam es ihnen darauf an? Mein Genie, mein Leben als Künstler, meine Arbeiten und die Ruhe, deren ich dazu bedurfte, galten ihnen nichts.

Ich gebe zu, ich verlor den Kopf. Ich war verwirrt, hatte keine Urteilskraft mehr. Ich tat den einen verhängnisvollen Schritt. Und jetzt? — — Jetzt sitze ich hier auf einer Bank in einer Zuchthauszelle. In allen Tragödien liegt ein groteskes Element. Du kennst das Groteske in meiner Tragödie. Glaube nicht, dass ich mir keine Vorwürfe mache. Ich verfluche mich bei Nacht und am Tage ob meiner Torheit, einer gewissen Gewalt die Herrschaft über mein Leben eingeräumt zu haben. Gäb' es ein Echo in diesen Mauern, unaufhörlich würde es „Narr, Narr!“ von den Wänden widerhallen. Ich schäme mich meiner Freundschaften gar sehr.

Denn sage mir, wer dein Freund ist, und ich sage dir, wer du bist. Das ist für jeden ein Prüfstein. Und mich erfüllt mein Umgang mit brennender Scham.

Täglich ist das für mich eine Quelle geistiger Erniedrigung. An einige von ihnen denke ich nie. Sie behelligen mich nicht. Sie sind belanglos . . . In der Tat, meine ganze Tragödie scheint mir

grotesk — sonst nichts. Denn infolge davon, dass ich mich in eine Falle locken liess, sitze ich im tiefsten Schlamm von Malebolge zwischen Gilles de Retz und dem Marquis de Sade. An gewissen Plätzen ist es niemand gestattet, mit Ausnahme der wirklich Verrückten, zu lachen; und selbst in ihrem Fall verstösst es gegen das Reglement: sonst würde ich wohl darüber lachen ... Im übrigen soll sich niemand einbilden, dass ich andern unwürdige Beweggründe auf ihr Konto schreibe. Sie hatten wahrhaftig überhaupt keine Motive im Leben. Motive gehören ins Gebiet des Intellektuellen. Sie kannten lediglich Leidenschaften, und solche Leidenschaften sind falsche Götter, die um jeden Preis Opfer erheischen und im vorliegenden Fall ein Opfer fanden, dem „der Lorbeer um die Stirn gewunden“ war.

So habe ich nun denn in meinem Brief den Pfahl herausgerissen. Die kurze, von Deiner Hand hingekritzelte Zeile eiterte fürchterlich. Jetzt denke ich nur noch daran, dass Du wieder vollkommen genesest und zuguterletzt die wundervolle Geschichte niederschreibst von ....

Bitte empfiehl mich mit dem Ausdruck meines Dankes Deiner lieben Mutter und auch Aleck. Die „vergoldete Sphinx“ ist wahrscheinlich noch immer

prachtvoll. Und sende alles, was in meinen Gedanken und Gefühlen gut ist, und so viele Grüsse und Huldigungen sie von mir annehmen will, in meinem Namen an Lady ......, deren Seele ein Heiligtum ist für die Verwundeten und eine Zufluchtsstätte für die Leidenden. Zeige diesen Brief den andern nicht und komme in Deiner Antwort nicht darauf zurück. Erzähle mir von der Welt der Schatten, die ich so geliebt habe. Auch vom Leben und den Lebenden. Ich wüsste gar zu gern etwas von dem Insekt, das mich gestochen hat, und mein Schmerz kennt noch Erbarmen.

Dein

Oscar Wilde.

Königliches Gefängnis Reading
1. April 1897.

Mein lieber Robbie!

Ich schicke Dir getrennt von diesem Brief ein Manuskript, das hoffentlich sicher ankommt. Sobald Du es gelesen hast und natürlich auch More ...., den ich immer mit einbegreife, lass mir bitte eine sorgfältige Abschrift herstellen. Aus verschiedenen Gründen wünsche ich, dass es geschieht. Einer

genügt hier. Ich möchte Dich für den Fall meines Todes zu meinem literarischen Testamentsvollstrecker ernennen; Du sollst vollständiges Verfügungsrecht über meine Dramen, Bücher und Aufsätze haben. Sobald mir ein gesetzliches Recht zusteht, ein Testament zu machen, will ich es tun. Meine Frau versteht nichts von meiner Kunst, und man kann auch nicht von ihr erwarten, dass sie sich irgendwie dafür interessiere. Und Cyril ist noch ein Kind. Ich wende mich daher ganz natürlich an Dich, wie ich es ja faktisch mit allem tue, und möchte Dir gern alle meine Werke überweisen. Das Defizit aus dem Erlös mag meinen Kindern gutgeschrieben werden.

Bist Du also mein literarischer Testamentsvollstrecker, so musst Du in den Besitz des einzigen Dokuments gelangen, das wirklich Aufschluss über mein aussergewöhnliches Verhalten gibt. Wenn Du den Brief gelesen hast, wirst Du die psychologische Erklärung für mein Betragen finden, das rein äusserlich ein Beitrag zum absoluten Blödsinn mit einem Einschlag vulgärer Renommisterei scheint. Eines Tages wird und muss die Wahrheit ans Licht kommen — es braucht ja nicht bei meinen Lebzeiten zu sein. Aber ich habe keine Lust, zeitlebens an dem lächerlichen Pranger zu stehn, daran

man mich gestellt hat. Aus einem einfachen Grund: ich habe von meinem Vater und meiner Mutter einen Namen von ausgezeichnetem Klang geerbt und kann nicht dulden, dass dieser Name für alle Ewigkeit geschändet sein soll.

Ich verteidige meine Handlungsweise nicht. Ich erkläre sie. In meinem Brief finden sich auch einige Stellen, die von meiner geistigen Entwicklung im Zuchthaus handeln und der unausbleiblichen Wandlung, die sich mit meinem Charakter und meiner intellektuellen Stellung zum Leben vollzogen hat. Du und die andern, die noch fest zu mir stehn und mir gewogen sind, sollen genau erfahren, in welcher Stimmung und Haltung ich der Welt entgegenzutreten hoffe. Freilich, von einem Gesichtspunkt aus weiss ich, dass ich am Tage meiner Entlassung lediglich von einem Gefängnis ins andre schreite, und zu Zeiten scheint die ganze Welt nicht grösser als meine Zelle und ebenso voller Greuel. Immerhin glaube ich, dass Gott im Anfang für jeden Menschen gesondert eine Welt erschaffen hat, und in dieser Welt, die in uns liegt, sollte man zu leben suchen. Auf alle Fälle wirst Du diese Teile meines Briefs mit weniger Unbehagen lesen als andre. Ich brauche Dich sicher nicht daran zu erinnern, was für ein flüssiger Körper das Denken

bei mir ist — bei uns allen —, und aus wie flüchtigem Stoffe unsre Empfindungen bestehn. Gleichwohl sehe ich möglicherweise ein Ziel vor Augen, dem ich mich mit Hilfe der Kunst nähern kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Du mich hierbei unterstützen wirst.

Was nun die Art der Abschrift betrifft, so ist das Manuskript zu lang, als dass es ein Sekretär in Angriff nähme. Und Deine eigne Handschrift, lieber Robbie, in Deinem letzten Brief sollte mich offenbar besonders daran mahnen, dass ich Dich nicht mit der Aufgabe betraun darf.

Meiner Ansicht nach können wir nichts andres tun, als ganz modern sein und die Schreibmaschine zu Hilfe nehmen. Selbstverständlich darfst Du das Manuskript nicht aus der Hand geben. Könntest Du daher nicht Mrs. Marshall veranlassen, eine von ihren jungen Damen — Frauen sind am verlässlichsten, weil sie kein Gedächtnis für das Wichtige haben — nach Hornton Street oder Phillimore Gardens kommen zu lassen, damit es unter Deiner Aufsicht ausgeführt wird? Die Schreibmaschine ist, wenn sie mit Ausdruck gespielt wird, auf mein Wort nicht unangenehmer, als wenn eine Schwester oder eine nahe Anverwandte Klavier spielt. Ja, viele, die für ein inniges Familienleben schwärmen,

ziehn sie sogar vor. Die Kopie soll nicht auf Seidenpapier angefertigt werden, sondern auf gutem Papier, wie man es für Theaterstücke verwendet, mit einem breiten, rot abgeteilten Rand für Zusätze. Wenn die Abschrift hergestellt und nach dem Manuskript durchgeprüft ist, soll das Original an .... abgeschickt und dann noch eine zweite Kopie von der Maschinistin angefertigt werden, damit Du ein Exemplar erhältst, ebenso wie ich. Zwei Abschriften sollen ferner von Seite 4 des neunten Bogens bis zur letzten Seite des vierzehnten Bogens gemacht werden: von „und das Ende von alledem" bis „aber nicht zwischen der Kunst und mir" (ich zitiere aus dem Gedächtnis); desgleichen von Seite 3 des achtzehnten Bogens von „wenn alles gut geht, werde ich frei kommen" bis „zu bittren Kräutern ....." auf Seite 4. Schweisse das zusammen mit andern Stellen, die Du nach Belieben auswählen kannst, sofern sie gut sind und die Absicht edel ist, wie z. B. die erste Seite des fünfzehnten Bogens, und schicke das eine Exemplar Lady ...., von der ich gesprochen habe, ohne ihren Namen zu erwähnen, das andre an ...... Ich weiss, diese beiden liebreizenden Damen werden mit Interesse hören, wie es meiner Seele geht — nicht im theologischen Sinne, sondern einzig

und allein im Sinne jenes geistigen Bewusstseins, das von den wirklichen Beschäftigungen des Leibes getrennt ist. Es ist eine Art Botschaft oder Brief, was sie von mir erhalten — das einzige, was ich ihnen zu schicken wage. Wenn es ..... ihrem Bruder zeigen will, den ich immer gern hatte, so mag sie es tun; aber vor der Welt soll es natürlich strenges Geheimnis bleiben. Das gebe man auch Lady ..... zu verstehn.

Wird die Abschrift in Hornton Street hergestellt, so lässt man die Schreibdame vielleicht durch einen Schieber in der Tür füttern, wie die Kardinäle, wenn sie zur Papstwahl schreiten, bis sie auf den Balkon hinaustritt und der Welt verkünden kann: „Habet Mundus Epistolam". Tatsächlich ist es ja eine Encyklika, und wie die Bullen des Heiligen Vaters nach den einleitenden Worten heissen, mag man von ihr als der „Epistola in Carcere et Vinculis" sprechen. ..... braucht nicht zu erfahren, dass eine Kopie angefertigt worden ist.

Wahrhaftig, Robbie, das Leben im Zuchthaus lässt einen Menschen und Dinge so sehn, wie sie wirklich sind. Deshalb verwandelt es einen in Stein. Die Menschen draussen in der Welt lassen sich von den Illusionen eines Lebens täuschen, das ständig in Bewegung ist. Sie drehn sich mit dem Leben

um und um und sind mit an seiner Unwirklichkeit schuld. Wir, die wir regungslos sind, wir sind sehend und wissend.

Ob der Brief engherzigen Naturen und hektischen Hirnen zuträglich sein wird oder nicht: bei mir hat er Gutes gewirkt. Ich habe „die volle Brust des argen Stoffs entladen" — um bei dem Dichter eine Anleihe zu machen, den wir beide — Du und ich — einmal den Philistern entreissen wollten.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, dass die Darstellungsgabe für den Künstler die höchste und einzige Lebensform ist. Wir leben, indem wir uns offenbaren. Für viel, für sehr viel habe ich dem Direktor zu danken, doch für nichts mehr als dafür, dass er mir erlaubt hat, Dir nach Belieben so ausführlich zu schreiben, wie ich nur wünsche.

Nahezu zwei Jahre habe ich die immer schwerer werdende Bürde der Verbitterung in mir getragen — jetzt habe ich sie abgeschüttelt. Drüben auf der andern Seite der Gefängnismauer stehn einige armselige, schwarze, russbeschmierte Bäume, die gerade jetzt Knospen treiben, Knospen von einem fast schrillen Grün. Ich weiss recht wohl, was sich bei ihnen vollzieht: sie bringen ihr Wesen zum Ausdruck.

Stets Dein
Oscar Wilde.

Titelrahmen und Initial von Walter Tiemann

Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin W.